# Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwanzigster Jahrgang

Nr. 36 Marburg i. H., den 6. September 1906

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk. Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

**Inhalt:** Persönliches Wirken — Mein Protest (Korell) — Gemeinschaft oder Institution. Zur Verständigung über die Landeskirche — Unser Gesangbuch — Lebensfragen: Das Dogma von der Dreieinigkeit und Gottmenschheit (Krüger) — Jahrhundertausstellung und Sezession in Berlin — Verschiedenes: Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt (Troeltsch); Wann und wo entstand das Lutherlied „Eine feste Burg"? (Größler, Nithack-Stahn, Spitta); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

## Persönliches Wirken

Da Jesus von dannen ging, sah er einen Menschen am Zoll sitzen, der hieß Matthäus; und sprach zu ihm: Folge mir! Und er stund auf und folgte ihm. Matth. 9, 9.

Warum hat dieses Wort so eingeschlagen? Das ist ja geradezu eine ins Persönliche übersetzte Erfüllung des Worts: So er spricht, so geschiehts; so er gebeut, so steht es da! Will mans damit erklären, daß Matthäus in ihm den Messias, den Bringer des Gottesreiches, erkannte, so ist die Frage nur zurückgeschoben: Warum schätzte er ihn so ein? Und noch Etwas. Diese Begegnung und ihr Ergebnis läßt für Erwägungen und Reflexionen gar nicht Raum. Es war vielmehr wie ein elektrischer Funke, der von Seele zu Seele übersprang. Und dieser stille Prozeß hat sich laut der evangelischen Geschichte im Kreis der Jüngerschaft immer wiederholt. Es ist sogar das innerste Wesen und die Wurzel der Jüngerschaft, diese innige Berührung mit, dieses Berührtwerden von der großen Seele Jesu: „wir sahen seine Herrlichkeit." Damit ist Alles gesagt. Es geht keine Freude, kein Glücksempfinden über solche Erfahrung, wenn erst der Mensch dafür reif ist, wenn er genug Innerlichkeit hat, um persönliche Werte über die dinglichen, unpersönlichen und unterpersönlichen zu setzen.

Aber die Frage ist nun die, ob und wie dieses persönliche Wirken sich in den Jüngern und von den Jüngern Jesu auf Andere fortpflanzte? Daß es so sein soll, daran ist kein Zweifel, wie ja Luther einmal gesagt hat, daß Einer des Andern Christus werden sollte. Daß es an Beispielen nicht fehlt, das ist ebenso gewiß. Die Kirchengeschichte ist des Zeuge und wohl auch die eigene Erfahrung. Eines für viele: Gregor Thaumaturgus bekennt, daß von dem Tage an, da er dem Origenes begegnete, die Sonne für ihn aufging. Aber wie und wodurch wurden diese großen Seelen? wo liegt das Geheimnis ihrer Kraft? Es hat Jemand mit Recht gesagt: die Seele kann nicht selber ihre Musik machen. Sie muß von einer anderen gerührt sein. Jesus selbst sagt: „Gleich wie euch mein Vater liebet, so liebe ich euch" — er, der Eingeborene vom Vater. Wie muß uns da klar werden, was daran liegt, daß auch wir vom himmlischen Vater uns geliebt wissen, daß seine Persönlichkeit, sein persönliches Wirken uns fest steht. Wir können Moralisten sein, streng und gewissenhaft; das ist gut und löblich, aber es fehlt die Temperatur, die Wärmeausstrahlung, also der wahrhaft persönliche Einfluß. Anders, wenn wir den Kindessinn haben, der in Gott den Vater, im Menschen den Bruder erkennt.

Hier liegt die Quelle der persönlichen Kraft und des persönlichen Wirkens, und sie ist — Gott sei Dank! — kein Monopol, sondern Allen zugänglich. J H



## Mein Protest

1

Als meine Disziplinierung bekannt wurde, trat die kirchliche und politische Presse bis in die Rechte hinein für mich und gegen das Oberkonsistorium ein. Der Sachverhalt war doch zu klar. Und er war noch bekannt. Inzwischen aber ist Hitze und Sommerfrische gekommen. An die Aktenstücke zum Fall Korell denken nun die meisten Gegner nicht mehr. Sie flunkern. Sie machen sich einen Tatbestand zurecht, auf dem sich ihre Verurteilung aufbaut. Das haben namentlich christlich-soziale Politiker und Theologen getan. Sie schwiegen zuerst, ließen Parteiresolutionen kommen und urteilen nun nicht nach dem Tatbestand, sondern nach Resolutionen über den Tatbestand. Ein etwas umständliches, aber beliebtes Verfahren.

Ich habe bisher im Kampfe um meinen politischen Skalp geschwiegen und gedenke es, was die Maßregelung betrifft, auch ferner zu tun. Das Großherzogliche Oberkonsistorium hat mich darum ersucht im Interesse der Kirche. Da ich an der Kirche und meinem Amt hänge, so war mir das möglich, zumal ich hoffe, die nötigen Antworten, wenn es mir von Gott verstattet wird, durch die Tat zu geben. Nun aber muß ich durch Veröffentlichung eines Aktenstückes eingreifen, meines Protestes, den ich gegen das Urteil, vierzehn Tage nach seiner Zustellung, eingelegt habe. Auch über diesen Protest sind mündliche Verhandlungen zwischen der Behörde und mir gewesen. Unmittelbar darauf veröffentlichte das Oberkonsistorium das Urteil.

Mit der Veröffentlichung meines Protestes will ich nicht zu meinen Gunsten Etwas erreichen. Ich bin durch. Ich möchte aber die Gegner im Interesse der Kirche und des Pfarrstandes noch einmal mit dem Tatbestand behelligen. Vielleicht überdenken sie ihn nochmals und finden, daß die Parteiresolutionen sie auf einen falschen Weg geführt haben. Wem der Ton meines Protestes etwas zu matt erscheint, der bedenke, daß ich durch eine harte, schwere Sache der Kirche Mühe gemacht habe und daß ich ihr die definitive Entscheidung des Problems durch scharfen Ton nicht erschweren oder — wenn man will — erleichtern durfte. Ich habe an meine religiös-sittliche Pflicht als Glied der Landeskirche gedacht. Ob auch meine Behörde an das Wort: „Ihr Väter reizet eure Kinder nicht zum Zorn" und meine Kollegen an das andere: „Liebe Brüder, so ein Mensch etwa von einem Fehl übereilet würde, so helft ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geist, ihr, die ihr geistlich seid"? Ich will es hoffen.

2

Bericht des Pfarrers Adolf Korell zu Königstädten

An Großherzogliches Oberkonsistorium zu Darmstadt.

Großherzogliches Oberkonsistorium hat durch Erkenntnis vom 29. Mai ds. Js. gegen mich wegen meines Verhaltens bei

der Reichstagsstichwahl für Darmstadt-Großgerau die Disziplinarstrafe des Verweises ausgesprochen.

Nach Lage der kirchengesetzlichen Bestimmungen steht mir ein Rechtsmittel gegen dieses Urteil nicht zu Gebote. Es läge nahe, daß ich, zumal im Gedanken an 1. Kor. 4, 2 bis 4, schwiege. Ich könnte es tun, wenn es sich lediglich um meine Person, um meine Tätigkeit handelte, die ihr gutes Gewissen und ihr Recht hat und behält. Aber ich muß Verwahrung gegen die Begründung des Urteils einlegen, da es sich da um Grundsätze von einschneidender Wichtigkeit für Kirche und Pfarramt handelt.

Zunächst muß es mich überaus schmerzlich berühren, daß Großherzogliches Oberkonsistorium meine Wahrhaftigkeit in Zweifel zu ziehen scheint, indem es meinen mündlichen und schriftlichen Erklärungen offenbar nur widerstrebend Glauben schenkt. Die folgenden Stellen der Entscheidungsgründe bringen mich zu dieser Annahme:

„Pfarrer Korell hat sich direkt und deutlich hierzu nicht geäußert, wenigstens ließ sich ihm in dieser Hinsicht Nichts nachweisen“ .... „Es liegen uns keine Beweise vor, die uns erlauben, diese Angabe abzulehnen“ ..... „Ob er dies wollte läßt sich nicht nachweisen. Es ist aber anzunehmen“ .....

Der Herr Präsident des Großherzoglichen Oberkonsistoriums hat mir bei der Besprechung am 14. Mai ausdrücklich am Beginn erklärt, er sei überzeugt, daß ich mich nicht hinter Ausflüchte verstecke und die Konsequenzen meiner Handlungsweise zu tragen bereit sei, und daß ich einfach die Wahrheit sagen werde. Sollten nun Großherzoglichem Oberkonsistorium nachträglich ohne mein Wissen und Verschulden Zweifel an meiner persönlichen Glaubwürdigkeit aufgestiegen sein, dann wäre es mir ein Leichtes gewesen, die Zweifel durch einwandfreie Zeugen zu beheben; wie es mir überhaupt zweifelhaft sein muß, ob nicht die Einleitung eines regelrechten Disziplinarverfahrens vor dem Diziplinargerichtshofe meiner Sache dienlicher gewesen wäre, da hierbei eine erschöpfende Beweiserhebung und im Anschluß daran eine andere Verteidigung mir möglich gewesen wäre. So bin ich im Gedanken an die „Einladung zu einer Besprechung“ vom 10. Mai, an die Aeußerung eines Beamten des Großherzoglichen Oberkonsistoriums, daß ich mich in den Grenzen der Verfassung gehalten habe, an die Mitteilung des Herrn Präsidenten am 14. Mai, daß ich nochmals vorgeladen und dann ein Protokoll aufgenommen werde, wobei ich schon die Antwort verweigern könnte — so bin ich nicht auf die Vermutung gekommen, daß mit meiner Darlegung schon meine Verteidigung, gar für ein Disziplinarverfahren, erschöpft sein könne. Ich habe mich nicht einmal zu Protokoll gegen die Aeußerung des Herrn Präsidenten am 14. Mai: „So sind Sie also der Sklave Ihres Wahlausschusses oder Ihrer Partei“ wenden können. Andere Stellen der Entscheidungsgründe, die auf zweifellos unzutreffende Voraussetzungen oder Schlußfolgerungen zurückzuführen sind, will ich nur kurz berühren. Meine Erklärung „An meine Wähler“ soll in weitesten Kreisen die Auffassung gefunden haben, daß damit ein Nichteintreten für Stein und ein Eintreten für Berthold empfohlen sein sollte. Mir und meinen Bekannten ist von einer derartigen Auffassung nie Etwas bekannt geworden, wohl aber, wie zu beweisen ist, gar nicht selten eine genau umgekehrte. Ich bemerke hier auch, daß mir das von Großherzoglichem Oberkonsistorium in der Entscheidung angezogene Flugblatt des sozialdemokratischen Wahlkomitees „Auf zur Stichwahl“ mit seiner Behauptung, Pfarrer Korell „soll“ bereits unzweideutig bei Bekanntgabe des Wahlresultates geäußert haben usw., erst vor einigen Tagen zu Gesicht gekommen ist. Meine Stellung zur Sozialdemokratie wird dadurch nicht im Mindesten verändert. Großherzogliches Oberkonsistorium will doch nicht wissen, was unwahr in der Hitze des Wahlkampfes gegen mich ausgestreut worden ist, sondern wie meine wirkliche Stellung zur Sozialdemokratie ist, und die bedeutet: Gegensatz, Kampf.

Tatsache ist, daß ich, solange ich in der Wahlbewegung stand, die Wahl Bertholds aufs schärfste bekämpft habe. Einen deutlicheren Beweis von meiner politischen Gegnerschaft kann ich unmöglich erbringen. Für die Stichwahl hatte ich keinen politischen Auftrag, kein Amt und keine Pflicht mehr. Großherzogliches Oberkonsistorium sagt ja selbst: „Es war ihm nicht zuzumuten, daß er zur Stichwahl öffentlich Stellung nehme oder gar daß er sich für Stein erkläre“ .... Damit fällt freilich m. E. der Verweis in sich zusammen. Allerdings heißt es dann, ich habe unmißverständlich zeigen müssen, daß ich die Wahl Bertholds nicht billige. Es hätte mir doch gesagt werden müssen, wie man zu 5800 Wählern unmißverständlich spricht, ohne öffentlich Stellung zu nehmen.

Von einer Schädigung meines Ansehens in meiner Gemeinde oder in anderen Kreisen, auf deren Achtung es mir ankommen muß, ist mir Nichts bekannt geworden. In meiner Gemeinde hat man meine strikte Neutralität richtig verstanden, während ein wie auch immer verhülltes Eintreten für den Nationalliberalen nicht bloß der Sozialdemokratie willkommenen Agitationsstoff gegeben hätte, sondern auch bei all den „kleinen Leuten“ in Stadt und Land, welche sich gefreut hatten, bei der Hauptwahl nicht sozialdemokratisch wählen zu müssen, das bittere Gefühl geweckt hätte, daß im letzten Grund doch „die Kirche“ kein Herz für ihre Nöte hat. Die Anfeindungen in der Presse können nicht als Beweis gegen mich dienen. Sie gingen von einigen Stellen aus und sind lediglich von politischem Haß, nicht aber von der Rücksicht auf das kirchliche Interesse diktiert. Uebrigens werden diese Preßstimmen reichlich aufgewogen durch gegenteilig lautende Aeußerungen, und sie würden es noch in anderem Maße, wenn die Frage des kirchlichen Interesses überhaupt ernsthaft in die öffentliche Diskussion gezogen worden wäre.

Daß ich meine Berufspflichten auch nur in einem einzigen Punkte durch meine politische Tätigkeit verletzt hätte, wie der Satz anzunehmen scheint: „Pfarrer Korell mußte einsehen, daß seine Berufspflichten, so lange er im Amte blieb, seinen vermeintlichen politischen Parteipflichten vorgingen“ .... muß ich entschieden verneinen.

Zu diesen Einwendungen, die sich zunächst ja nur auf meine Person beziehen, tritt eine ganz prinzipieller Natur hinzu, die ich darum nicht übergehen kann, weil mir ihre Veranlassung geeignet erscheint, schwerwiegende Konsequenzen und inneren Zwiespalt für das geistliche Amt und seine Träger überhaupt hervorzurufen. Großherzogliches Oberkonsistorium hält die politische Tätigkeit der Geistlichen zum mindesten nicht für wünschenswert, wie aus folgendem Satze hervorgeht: „Es bleibt hier des Näheren unerörtert, daß es bedenklich und deshalb unerwünscht ist, wenn ein Geistlicher da, wo so entschiedene politische Gegensätze herrschen, Gegenstand und Mitveranstalter einer solchen Agitation wird .... Aber genügender Grund zu disziplinarischem Vorgehen wird durch eine solche Handlungsweise nicht gegeben.“ Es wäre also ein disziplinäres Einschreiten gegen mich schon wegen meiner politischen Betätigung an sich erfolgt, wenn die gesetzlichen Bestimmungen eine Handhabe geboten hätten. Damit wäre aber eine staatsbürgerliche Degradierung des Pfarrstandes ausgesprochen, gegen die sich zweifellos auch die Mehrzahl meiner Amtsgenossen wehren würde, die nicht auf meinem politischen Standpunkte stehen. Ich will mich nicht darauf berufen, daß beispielsweise in Baden Beamte, Reserveoffiziere und Pfarrer bei der Landtagswahl nicht nur agitatorisch tätig gewesen sind, sondern sogar in der Nachwahl direkt für die Wahl von Sozialdemokraten öffentlich eingetreten sind, ohne daß sie in irgend welcher Form zur Verantwortung gezogen worden wären. Ich muß aber auf den Widerspruch hinweisen, der darin liegt, wenn einerseits gewünscht wird, daß die Geistlichen sich von der Politik völlig fernhalten, andrerseits diese unpolitische Haltung gegenüber der Sozialdemokratie nicht mehr bestehen sollte, wie dies aus folgenden Sätzen der Entscheidungsgründe hervorgeht: „Die Amtspflicht eines evangelischen Geistlichen und die revolutionäre Sozialdemokratie als solche stehen im direkten Gegensatz zu einander. Ein Geistlicher, der ihr zuneigt, wird allein richtig handeln, wenn er seinen Beruf aufgibt.“ Daß ich zur Sozialdemokratie neige oder gar Parteigänger derselben sei, kann doch im Ernste Niemand annehmen. Zum Kampfe gegen die Sozialdemokratie habe ich kandidiert und ihr habe ich wesentlich Stimmen ab-

genommen. Meine Grundsätze sind die des Liberalismus. Wenn sie sich von denen des Nationalliberalismus, auf dessen Bündnis mit dem kirchen- und staatsfeindlichen Ultramontanismus und dem der christlichen Sittlichkeit hohnsprechenden Antisemitismus*) ich wiederum nachdrücklichst hinweisen muß, unterscheiden, so ist das ebensowenig meine Schuld, als es meine Schuld ist, daß die Sozialdemokratie in freiheitlicher Hinsicht und wirtschaftlicher wichtige Grundsätze dem Liberalismus entlehnt hat. Ich stehe fest auf dem Boden der Verfassung und bekämpfe ebenso den verlogenen Patriotismus der Darmstädter Nationalliberalen und ihrer Zwillingsbrüder als die Feindschaft der Sozialdemokraten gegen das Vaterland.

Aber um so mehr! Als Pfarrer und von Amts wegen die Sozialdemokratie zu bekämpfen, halte ich nicht bloß für falsch, sondern geradezu für eine Versündigung gegen Lebensinteressen der Kirche und des Pfarramtes. Man mag über die Sozialdemokratie denken, wie man will — das kann Niemand in Abrede stellen, daß nicht bloß einzelne Sozialdemokraten sehr kirchlich und religiös sind, sondern daß auch die Partei als Ganzes sich bis jetzt von einzelnen extremen Elementen nicht hat dazu verleiten lassen, an die Stelle des Satzes von der Religion als Privatsache die erklärte Religionsfeindschaft zu setzen. Ein Kirchenvorstand in Hessen, der wohl aus lauter politischen Gegnern der Sozialdemokratie besteht, hat vor einiger Zeit einstimmig beschlossen, einem sozialdemokratischen Verein, wenn er es begehre, gerade so die Fahne im Gottesdienst weihen zu lassen, wie jedem anderen. Mit solcher strengen kirchlichen Unparteilichkeit würde die Kirche manches Verschulden, das auch sie an der Gegnerschaft so vieler Sozialdemokraten zur Kirche hat, wieder gut machen und sie nicht auf den Weg programmatischer Religionsfeindschaft treiben. Das dürfen wir nicht tun um unseres Volkes und unserer Kirche willen. Wir würden es aber tun, wenn wir den Kampf gegen die Sozialdemokratie als Losung der Kirche ausgäben. Für das praktische Verhalten des Geistlichen und die seelsorgerliche Bedienung der Sozialdemokraten ist das von entscheidender Wichtigkeit. Es bietet die einzige Möglichkeit, an die von der Sozialdemokratie beherrschten Volkskreise heranzukommen. Und das will doch noch die evangelische Kirche in allen ihren Organen! Wie sollen wir uns sonst verantworten vor solchen Worten wie Luk. 15 oder Röm. 10, 14 ff.?

Wenn der Satz: „Die Amtspflicht eines evangelischen Geistlichen und die revolutionäre Sozialdemokratie als solche stehen in direktem Gegensatz zu einander“ Prinzip der hessischen Kirche sein sollte, dann ist die Amtstätigkeit vieler Pfarrer den allerschwersten Gefahren vor dem Gewissen der Pfarrer und vor ihren Gemeinden ausgesetzt.

Und darum eine Bitte! Auf evangelischem Boden, auf dem wir eine Unfehlbarkeit einer menschlichen Instanz nicht kennen, ist es ganz unmöglich, eine derartige Frage, wie zwischen Großherzoglichem Oberkonsistorium und mir streitig ist, auf dem Disziplinarweg zu entscheiden. Großherzogliches Oberkonsistorium meint, daß die Gemüter in ganz Deutschland erregt worden sind. So hat auch die Oeffentlichkeit ein Recht auf das, was zwischen uns verhandelt wird. Hohe Kirchenbehörde irrt darin, daß sie sich allein die Pflicht zuschreibt, mein Ansehen als Pfarrer und damit die Kirche zu schützen.

Ich bitte gehorsamst, die Ansicht Großherzoglichen Oberkonsistoriums wie meine eigene in Vorstehendem vorgetragene über die kirchliche Seite meines Verhaltens bei der Reichstagstichwahl zur öffentlichen Diskussion stellen zu dürfen „aus Liebe zur Wahrheit und aus Verlangen, sie an den Tag zu bringen.“ Dem Urteil der theologischen Fachpressen sehe ich mit Ruhe entgegen, ob es nun für oder gegen mich ausfällt.

Königstädten, am 14. Juni 1906.

3

Die Kirche hat wenig Neigung, Probleme zu lösen. Auf Kongressen, in der Literatur ja — aber im Leben sucht sie immer wieder die Entscheidung für oder wider zu umgehen; sie schlüpft gerne durch ein Hintertürchen. Ich habe keine Lust, in meinem Falle das zuzulassen, soweit es bei mir steht. Da das Problem, ob der Pfarrer prinzipiell sich politisch gegen die Sozialdemokratie entscheiden müsse, für weite Kreise sehr heikel ist, so weichen sie aus, indem sie sagen: Der Pfarrer soll überhaupt nicht politisch tätig sein. Natürlich, dann ist die Lösung einfach. Wenn der Himmel einfällt, sind alle Spatzen tot. Vor allem sagen politisch rechtsstehende Kreise, der Pfarrer solle keine Politik treiben. Wenn ich das erleben muß kurz nachdem dieselben Kreise Pfarrer für nationalliberale Wahltätigkeit engagieren wollten, habe ich keine Lust, mich mit ihren egoistischen Gründen zu beschäftigen. Doch hört man den Einwand auch von politisch ganz selbstlosen Männern, Theologen und Nichttheologen, die damit ausdrücken, was die Stimmung weiter Volkskreise ist. Naumann hat in der Darmstädter Protestversammlung etwa so gesagt: Wenn einmal den Geistlichen aller Konfessionen die politische Betätigung verboten würde, dann könnte man das verstehen.*) Nun erscheint gar noch eine wissenschaftliche Broschüre, welche verlangt, daß den Geistlichen das passive Wahlrecht entzogen werde, und bei der bekannten hohen Wertschätzung, welche wissenschaftliche Broschüren bei Leuten genießen, die gerne wissenschaftlich bewiesen sehen, was sie politisch wünschen, wäre denn die Frage nach der politischen Tätigkeit des Pfarrers und damit auch der Fall Korell erledigt. Die Einzigen, welche das Recht des Pfarrers, sich an der Politik zu beteiligen, energisch gegen die Bedenken des Oberkonsistoriums und die Bestreitung durch politische und kirchliche Kreise verteidigen, sind meine orthodoxen christlich-sozialen Gegner. So gerechtfertigt sie das Vorgehen des Oberkonsistoriums gegen mich finden, verlangen sie doch, daß der Geistliche eine „auf dem Boden des Evangeliums fußende“ Politik treiben dürfe. Man sieht, daß damit für andere als christlich-soziale Politiker ebenfalls die politische Tätigkeit verworfen wird, denn außer den Herren Stoecker und Mumm weiß doch Niemand, was „auf dem Evangelium fußende Politik“ ist.

Gegen alle diese Stimmen behaupte ich, daß dem Pfarrer nach evangelischem Grundsatze prinzipiell die Ausübung aller staatsbürgerlichen Rechte zustehen muß, und ich füge hinzu, daß er sie ausüben kann, ohne mit seinem kirchlichen Amte in Widerspruch zu geraten. Ich glaube, die evangelischen Pfarrer müßten wie ein Mann gegen die Versuche, ihre bürgerlichen Rechte zu beschneiden, aus evangelischen Grundsätzen heraus protestieren, ob sie nun Gefallen haben an der Politik oder nicht. Handelt es sich nicht um ein Kronrecht des mündigen Mannes?

Sehr bezeichnend ist, daß Landrichter Dr. Julius Friedrich in der erwähnten Broschüre „Das politische Wahlrecht der Geistlichen“ (Verlag von E. Roth in Gießen) ausschließlich mit den Anschauungen der katholischen Kirche argumentiert, um schließlich die Entziehung des passiven Wahlrechtes für alle Geistlichen zu fordern. Das ist ja die bekannte Art, wie heute auch anderwärts der Verdacht vermieden werden soll, als sei man konfessionell voreingenommen. Man will mit Recht einen Mißbrauch der Religion durch die katholische Kirche treffen, aber man schlägt auf „die Kirche“ ein und verlangt Gesetze, die alle Pfarrer treffen müssen. Schließlich ist doch die Spezies klerikaler Auffassung von Kirche und Politik, die wir in der evangelischen Welt haben, die christlich-soziale, nicht so ausschlaggebend, daß man darum der evangelischen Kirche nachsagen kann, sie erstrebe durch politisierende Geistliche Einfluß auf das staatliche Leben, und man sie auf eine Linie mit der katholischen stellen darf. Das ist nämlich der Hauptgrund, mit dem Friedrich seine Forderung begründet: „Der strenge Konfessionalismus der Geistlichen trägt die Gefahr kirchlicher Politik in die Volksvertretungen“; der Staat hat das Recht sich „gegen das Eindringen konfessioneller Politik in seine Volksvertretung durch Ausnahmegesetze zu wehren.“

Man darf wohl zunächst fragen, ob denn durch die Entziehung des passiven, ja auch des aktiven Wahlrechtes die Geistlichen ihren Einfluß auf die Politik verlieren? In die Parlamente zögen

*) Eben erst haben zwei bekannte hessische nationalliberale Abgeordnete Geld gestiftet für ein der blödesten Hetze dienendes antisemitisches Blatt. Es handelt sich mir natürlich um die Spezies des Nationalliberalismus, die mir in Darmstadt gegenüberstand.

*) Aehnlich wir in Nr. 27 Sp. 640 Mitte. D H

dann noch mehr wie heute die „Freunde des Herrn Pfarrers", die oft klerikaler sind als der Kleriker, und die Wahlarbeit im Lande kann überhaupt kein Gesetz unmöglich machen. So würde an Stelle der legitimen Art, politisch tätig zu sein, die illegitime treten und die auch mir verhaßte Praxis, als Pfarrer, mit den Mitteln des Pfarramtes Politik zu treiben, würde erst recht gedeihen. Solche Forderungen sind äußerst bezeichnend für die sehr geringe Achtung, die man heute vor staatsbürgerlichen Rechten hat. Kann man seine Gelüste nicht am Wahlrecht der Masse befriedigen, so tut man es wenigstens am Rechte einer politisch gegnerischen Schicht. Noch bezeichnender sind sie für die oberflächliche Manier, mit der man vorhandene Schäden des öffentlichen Lebens kurieren will. Zu verwerfen ist in der Tat, wenn die Predigt oder der Beichtstuhl zur Politik ausgenutzt wird; wenn der Pfarrer in die Akten schreibt, der Lehrer sei wohl ein guter Organist, aber er sei freisinnig; wenn er in der Religionsstunde die Lehrer als Sozialdemokraten bezeichnet: diese politische Tätigkeit, die viele evangelische und katholische Pfarrer ausüben, faßt man nicht; man schließt aber die Pfarrer vom Wahlrechte aus, unbekümmert, ob darunter nicht auch solche sind, die weder in ihrer Gemeinde noch im Parlamente kirchliche Gesichtspunkte für ihre private politische Thätigkeit irgendwie maßgebend sein lassen.

Wie die theoretische Verhandlung dieses Themas vor etwa zehn Jahren, durch Naumann angeregt, ergeben hat, ist der Kampf gegen die Verquickung von Kirche und Politik viel zu schwer, als daß er durch ein Ausnahmegesetz erledigt werden könnte. Das hieße mit einer Zimmerpistole nach einem Elefanten schießen. Nicht einmal die Trennung von Staat und Kirche wäre dazu geeignet als Mittel. Sie und die faktische Trennung von Kirche und Politik können erst das Ergebnis einer ganz anderen politischen und vor allem religiösen Entwicklung sein, als sie heute vorliegt. Daß man nun in der heutigen Lage gerade auf die Pfarrer einhaut, welche diese Entwicklung mitanstreben, ist zwar schmerzlich, aber von der anderen Richtung aus nur naturgemäß.

Man kann, abgesehen von der bekannten Lehre der katholischen Kirche, schon aus der Zahl ihrer geistlichen Politiker darauf schließen, daß sie um ihres geistlichen Amtes wegen Politik treiben. Sonst wären es einfach nicht so viele. Gilt das aber wirklich von evangelischen Geistlichen, die in den Parlamenten fast ganz fehlen? Legt diese Tatsache nicht umgekehrt den Schluß nahe, das Amt habe bei ihnen Nichts mit der Politik zu tun? Wozu dann ihnen gegenüber ein Ausnahmegesetz, das nicht nur jede konfessionell-politische, sondern auch jede gute rein-politische Tätigkeit eines Pfarrers ausschließt? Und warum sollte die gerade beim Pfarrer unmöglich sein?

Mir als Pfarrer einer Gemeinde liegt ein anderes Argument Friedrichs viel schwerer auf dem Herzen als ihm selbst. Er sagt: „Die kirchenrechtliche Untersuchung hatte zum Resultat, daß die geistlichen Berufspflichten beim katholischen Geistlichen, außerdem der spirituelle Charakter seines Amtes und die Residenzpflicht, der Abgeordnetentätigkeit entgegenstehen." Während ich bei der staatspolitischen Erwägung mich gegen die stillschweigende Identifizierung katholischer und evangelischer Geistlicher wenden muß, hätte ich sie hier für richtig gehalten. Denn die Berufspflichten des evangelischen Pfarrers sind vielleicht noch mehr spiritueller Art als die Seelenleitung des katholischen Priesters, die ja doch in der Praxis eine sehr mechanische Handhabung gestattet. Und die Residenzpflicht haben wir auch.

Diese Einwendungen sind mir in derberer Form manchmal in der Wahlversammlung gemacht worden. Und wenn sie auch von politischen Gegnern kamen, die sonst für die Freiheit aller Stände eintraten oder die ganz „unkirchlich" waren, so haben mich doch Worte wie „Der Pfarrer soll auf seiner Kanzel bleiben!" oder „Der Rock des Pfarrers sollte nicht durch den Wahlkampf beschmutzt werden!" auf mancher nächtlichen Heimfahrt bedrückt. Zwar ist es (nach meiner Auffassung von Amt und Politik) ganz einfach und auch richtig zu sagen: „ich bin hier nicht als Pfarrer, sondern als Staatsbürger." Indessen stecken noch einige sehr reiflich zu überlegende Schwierigkeiten in der Sache. Da während des Wahlkampfes kein triftiger Grund zu Urlaub und zu regulärer Vertretung gegeben ist, wird der Pfarrer, der sein Amt nicht auch während dieser Zeit pflichtmäßig versehen könnte, einen Wahlkampf nicht unternehmen dürfen; das heißt: nur eine sehr kleine Stelle wird es ihm ermöglichen, in der Politik tätig zu sein. Sollte ein Pfarrer wirklich gewählt werden, so hat freilich die Behörde die Pflicht, einen Vertreter zu bestellen, denn es ist nicht einzusehen, warum die Ausübung des hohen Amtes als Volksvertreter, die doch nur periodisch die Abwesenheit des Pfarrers veranlaßt, die Vertretung bedenklicher machen sollte als andere Nebentätigkeiten oder persönliche Gründe. Ja, wenn eine Pfarrernot entstände! Aber sie ist als Folge zahlreicher Beteiligung an der Politik ausgeschlossen. Die Kirche und die betroffene Gemeinde wird also keinen Schaden zu erleiden brauchen. Mir ist anonym von einem Kollegen in der Presse entgegengehalten worden, wie ich mich auf die Predigt konzentrieren könne, wenn ich die Woche über politisch agitiert hätte. Der Mann glaubte, mir einen Hieb zu versetzen; er hat aber nur ausgesprochen, was ich selbst während des Wahlkampfes mir vorgehalten habe. Ich hege das Zutrauen, daß, was der Vorbereitung der Predigt und des Unterrichts etwa an Studierstubenarbeit abgegangen sein sollte, ihr aus der um so größeren Freude, wieder vom Evangelium reden zu dürfen, und aus der doch unvergleichlichen Berührung mit dem Volksleben, wie sie der Wahlkampf war, wieder zugeflossen ist. Immerhin: weil Politik, schon die Arbeit angesehen, ein schweres Feld ist, wird man gewiß nicht ohne triftige Gründe hinausziehen dürfen.

Die Verantwortung wächst noch, wenn man die üblichen Begleiterscheinungen politischer Tätigkeit ansieht. Es geht da oft recht häßlich zu. Ein Freund schrieb mir vorher, es sei seine schwerste Sorge, wie ich in dieser Hinsicht aus dem Kampf herauskommen würde. Besonders Adam Röder hat im Rheinischen Kurier mich immer wieder darauf hingewiesen, wie die Heiligkeit des evangelischen Gotteshauses und Gottesdienstes unvereinbar sei mit dem Ton und Milieu der Wahlversammlung. Der Pfarrer sei dazu da, Frieden zu stiften — die politische Tätigkeit trenne. Aber wenn der Wahlkampf manches Häßliche mit sich bringt, so bleibt doch die Frage, ob der Pfarrer Häßliches tun muß. Das bestreite ich mit aller Entschiedenheit. Manche Leute haben direkt ein Interesse daran, das politische Leben den Gebildeten zu verekeln, indem sie es unschöner darstellen, als es ist. Ja es ist psychologisch naheliegend und von mir erfahren worden, daß die häßlichsten Dinge, namentlich wenn man den Bildungsgrad mit in Rechnung zieht, von den herrschenden Parteien ausgehen. Womit ich weder die Sozialdemokratie als unschuldiges Lämmlein noch mich als Musterpolitiker bezeichnet haben will. Jedenfalls kann man, wenn man den festen Willen hat, hier, wo es sicher nötig ist, Ethik und Politik zu versöhnen, erreichen, daß man nicht schmutziger wird durch die Politik als durch das Berufsleben. Wer heute irgendwie prononziert arbeitet, erlebt Mancherlei. Es ist aber ein unevangelischer, katholischer Begriff von Gottesdienst und Heiligkeit, die Dinge liegen zu lassen, weil sie Kampf oder Schmutz bringen. Heiliger ist es schon, sie anzugreifen, mit Kraft und Gewissen, sie, wenn möglich, zu bessern und hernach kein Pharisäer zu sein. Ich habe noch heute die Ueberzeugung, daß dieses Verhalten des Pfarrers im Wahlkampfe allein Gegenstand der Beaufsichtigung durch das Kirchenregiment sein kann. Prinzipiell lassen sich Pfarramt und politische Tätigkeit vereinigen, mag natürlich auch hier jene Spannung entstehen, die überall zwischen dem Pfarramt und der wirklichen Welt vorhanden ist.

Der allerschwerste Einwand ist zuletzt der, daß durch die politische Tätigkeit des Pfarrers ein Teil der Gemeinde, die doch politisch gespalten sei, das Vertrauen zu ihm verlöre. Darauf weist ja auch das Urteil des Oberkonsistoriums hin. Dies ist zunächst ganz einleuchtend und wäre in der Tat geeignet, der politischen Tätigkeit ein Veto zuzurufen — wenn, ja wenn das Zutrauen der ganzen Gemeinde vorher so einmütig vorhanden, wenn es geistlich geartet und wenn es wirklich hernach ruiniert wäre. Ist das aber der Fall? Heute erscheint, und mit Recht, fast immer der Pfarrer als politischer Angehöriger der sogenannten Ordnungsparteien, wozu ich ja die Linksliberalen

nicht rechnen darf und will. Er hat von der Ordination ab das Zutrauen aller „Gutgesinnten“ und — politisch sicherlich — das Mißtrauen der unteren Gemeindeschichten. Dieses politische Zutrauen und Mißtrauen erstreckt sich von selbst auf die geistliche Tätigkeit, auf die ganze Persönlichkeit des Pfarrers. Fällt das politische Zutrauen, daß der Pfarrer ihre Interessen auch politisch vertritt, dann ist, zunächst wenigstens, auch das geistliche Zutrauen erschüttert. Umgekehrt unterbindet das politische Mißtrauen die geistliche Wirksamkeit so manchen Pfarrers trotz persönlicher Beliebtheit bei den Arbeitern. Nun, warum in aller Welt soll denn das politische Zutrauen dem Pfarrer wichtiger sein als das politische Mißtrauen seiner Gemeindeglieder, die beide es verhindern, daß man das Wesen der geistlichen Tätigkeit erkennt? Es ist der Religion, der Kirche und dem Pfarramte gut, wenn die herkömmliche Betrachtungsweise durchbrochen wird. Nur wer der Kirche formell zwar den Mantel der Unparteilichkeit, in Wahrheit aber den Charakter einer Klassenkirche erhalten will, darf es beklagen, wenn das politische Zutrauen eines Teiles der Gemeinde erschüttert wird. In Wahrheit muß die Kirche imstande sein und ist imstande, auch solche Pfarrer zu ertragen, die das politische Vertrauen der oberen Stände verloren haben. Dieser Verlust wiegt sicher nicht schwerer als der entgegengesetzte. Ich darf hinzufügen, daß in der Gemeinde das Zutrauen zu ihrem Pfarrer gar nicht verloren geht, wenn er sein Amt so gerecht und geistlich als möglich vorher geführt hat und nachher führt, sich nicht verbittern läßt und die Geduld gegen etwa von außen hereingetragene Hetzereien nicht verliert.

Mir steht es fest, daß prinzipielle Gründe für die Unvereinbarkeit von Pfarramt und politischer Tätigkeit nicht vorliegen. Fußangeln, wie der Herausgeber der Christlichen Welt s. Zt. schrieb, Schwierigkeiten persönlicher Art, Abmahnungen des Amtes sind genug vorhanden, um in der evangelischen Kirche die Schar in der öffentlichen Politik stehender Pfarrer nicht groß werden zu lassen. Wenn aber ein Pfarrer die Gabe hat und soll diese Gabe verwerten, weil ein geeigneter Nichttheologe zur Uebernahme der Kandidatur nicht vorhanden ist, dann darf er es tun. Das Amt schließt ihn nicht aus.

Ich will zum Schlusse nur andeuten, daß ich es im Interesse evangelischer Weltanschauung und näher der von der modernen Theologie erfüllten für wünschenswert halte, wenn Pfarrer in den Parlamenten sitzen. Es wäre ein Gewinn, wenn nicht die klerikale Arroganz katholischer oder evangelischer Herkunft in dem Munde von Theologen und Nichttheologen allein das Wort führte da, wo es sich nicht nur um „Schweinepreise und Aehnliches“ handelt, sondern um die Lebensfragen unseres Volkes. Nicht im Sinne konfessioneller Beeinflussung der Politik, sondern in Kraft der gleichberechtigten und gleichverpflichteten Art des Pfarrers neben den anderen Berufen.

So habe ich versucht, was mich angeht, zu verhindern, daß der Fall Korell auf ein totes Geleise geschoben wird: der Pfarrer dürfe überhaupt nicht Politik treiben. Er darf sie treiben. Zur Diskussion steht, ob die Behörde ihn maßregeln darf, wenn er eine bestimmte Politik treibt.

Adolf Korell

---

## Gemeinschaft oder Institution?

*Zur Verständigung über die Landeskirche*

Der Artikel in Nr. 33 Sero medicina paratur fordert zum Widerspruch heraus. Ich will nicht wiederholen, was in dem Artikel Principiis obsta Nr. 27 in vorzüglicher Weise gesagt war, will auch auf die Frage des kirchlichen Ausweises nicht eingehen, sondern nur auf eine innere Unklarheit hinweisen, an der zahlreiche Erörterungen kirchlicher Fragen leiden, so auch jener Artikel.

„Ob eine Gemeinschaft wirklich so ideal ist, in die Jeder gehört, der sich hinzurechnet, aus der auszuscheiden auch Niemand sich erst die Mühe zu machen braucht?“ fragt der Verfasser. Ich stehe wirklich im Dienste einer Kirche, in deren Gesetz § 7 lautet: „Als Mitglied der Landeskirche wird jeder evangelische Einwohner des Kantons (Zürich) betrachtet, der nicht ausdrücklich seinen Austritt genommen oder seine Nichtzugehörigkeit erklärt hat.“ Nicht einmal getauft muß er sein. Und ich freue mich dessen. Es kommt darin zum Ausdruck, daß unsere Landeskirche lediglich öffentliche Institution, nicht Glaubensgemeinschaft ist. Sie ist Institution zur Verkündigung des Evangeliums an Erwachsene und Kinder, an Gesunde und Kranke, an Irrende, Suchende und Selbstgewisse. Jede Institution braucht eine Organisation, einen sichtbaren Leib, und wer diesem Leib Nahrung, Kleidung und Wohnung, auch ein bescheidenes Stück Wohlbehagen und Luxus gönnt, ihn durch Steuerzahlung erhalten hilft, gehört zu der Landeskirche, ob er nun mit ihren Grundsätzen und Gepflogenheiten einverstanden ist oder nicht, ob er christlichen Geist, christliche Gesinnung in sich trägt oder nicht.

Die Landeskirche ist nicht Glaubensgemeinschaft und soll es nicht sein wollen; einzig bei dieser klaren Scheidung können wir Herr werden über die unheilvolle Verwechslung von Kirchlichkeit mit Christlichkeit. In der Diaspora allerdings erleidet die Durchführung dieses Grundsatzes notwendige Einschränkung; aber auf dem Boden der Landeskirchen sollte er sich immer mehr durchsetzen. Viele halten ihn für einen Verzicht auf ein Ideal und machen ihm nur Schritt für Schritt widerwillige Konzessionen, aber mit Unrecht.

Wo man die Landeskirche als Glaubensgemeinschaft faßt, da ist das Ideal ein Kreis von Vollbegeisterten, solchen, die von Jesu Geist vollständig durchdrungen sind, die mit Freuden ihren Glauben im Wort bekennen und im Liebesdienst betätigen. Da man nicht lauter solche Leute bekommt, schraubt man das Ideal herunter und zieht die Grenze nach unten. Will die Gemeinschaft bestehen, so darf sie von ihren Gliedern nicht zu viel verlangen; sie muß ein Minimum festsetzen; da sie die Besitzer dieses Minimums als vollgiltige Brüder anerkennt, verblaßt das Ideal. Zugleich muß die Grenze nach unten abgesteckt werden. Da man nicht in die Herzen sieht, muß man sich mit äußeren, sichtbaren Merkmalen begnügen, mit Zustimmung zu Bekenntnissen und Beteiligung an den Auswirkungen der sichtbaren Institution. Man kann nicht untersuchen, ob den äußern Kennzeichen die innere Wirklichkeit entspricht. So kommts zur Veräußerlichung. Die Kirchen- und namentlich die Sektengeschichte liefert genug Beispiele.

Wo wir von der Unendlichkeit des Ideals Etwas wegnehmen, schwächen wir seine emporreißende Wirkung ab. Wir wollen es festhalten, daß wir nie genug von Christi Geist durchdrungen und begeistert sein, nie genug Freudigkeit des Bekennens und Eifer der Liebe besitzen können. Wir wollen aber ebensowenig vergessen, daß jeder schwache Funke göttlichen Geistes, der in eine Seele fällt, ihr Dunkel erleuchtet, sie nur erst zu schwachem Glimmen entzündet, daß schon jedes edlere Motiv, jede keimhafte Regung des Vertrauens ein unschätzbarer Gewinn ist. Wir wollen daran denken, daß diese ersten Anfänge meist unter dem Bewußtsein, wenigstens hinter den Kulissen des äußerlich Sichtbaren entstehen, und daß Gott nicht an Alle denselben Maßstab anlegt, je nach den Umständen schwächeres oder intensiveres Berührtsein von Christi Geist fordert; dann wird es uns klar, daß wir kein Recht haben, Grenzen nach unten zu ziehen. Gerade diese Schwachen haben das Evangelium am nötigsten. Gestaltet sich die Landeskirche als Glaubensgemeinschaft, so stößt sie diese, weil sie das Minimum von Merkmalen des Christlichen nicht erreichen, von sich. Wenn sie sich bewußt bleibt, lediglich Institution zu sein, kann sie — neue Wege muß sie zwar suchen — solche Elemente erreichen. Und Nichts hindert sie, zugleich das Ideal in seiner ganzen Unendlichkeit hochzuhalten. Die Grenze nach unten festzusetzen steht uns gar nicht zu, das müssen wir Gott überlassen. Deshalb ist es nicht Aufgabe der Landeskirche, die auf einem begrenzten Mittelstück des Weges nach dem Ziele Befindlichen zu vereinigen und von den Uebrigen abzuschließen, sondern den Weg zu dem in seiner ganzen Reinheit erfaßten Ideal bis möglichst weit nach unten offen zu halten. Und darum soll Jeder „zu ihr gehören“, der sich nicht von ihr ausschließt.

Man wird mir entgegenhalten, die Religion sei eine ge-

meinschaftliche Sache, keine isolierende, sondern eine verbindende Kraft. Es fällt mir nicht ein, das zu leugnen. Gemeinschaft muß sein. Die dem Ideal nahe gekommen sind, wirken auf die noch schwach oder gar nicht davon Berührten durch persönliche Gemeinschaft. Ein Kanal nun, auf dem die dem Ideal entspringende Kraft den Einzelnen zuströmt, ist die Landeskirche mit ihrer Organisation, ihrem Amt, ihren Behörden. Aber sie ist, Gott sei Dank, nicht der einzige Kanal, und deshalb darf man nicht Alles von ihr verlangen. Der Verfasser des Artikels Sero medicina paratur klagt: „Heute ist für das eigene Bekenntnis (des Laien in der Kirche) überhaupt kein Raum.“ Warum muß dieser Raum denn gerade in der Landeskirche sein? Der wichtigste Kanal, in dem geistige und auch religiöse Wirkungen übermittelt werden, sind die mannigfachen persönlichen Beziehungen zwischen Familiengliedern, Arbeitsgenossen, Freunden, Verwandten, Bekannten, Nachbarn, Vorgesetzten und Untergebenen. Ist nicht hier zum Bekenntnis durch Wort und Tat überreichlich nicht bloß Platz, sondern auch Pflicht? Warum muß sich das Bekenntnis landeskirchlich dokumentieren? Dieses Bedürfnis stammt nur aus dem Grundirrtum, daß Landeskirche und Gemeinschaft der Heiligen sich möglichst decken müßten.

Nun bin ich sogar der Meinung, die Institution der Landeskirche sollte viel mehr tun, um dem Bedürfnis nach religiöser Gemeinschaft Befriedigung zu gewähren. Ich erinnere nur an die Sulzeschen Bestrebungen, lebendige Gemeinden mit der Seelsorge Aller an Allen zu schaffen. Die bisherigen landeskirchlichen Einrichtungen tun darin viel zu wenig. Auch die Liebestätigkeit sollte offiziell von der Landeskirche betrieben werden. Sie sollte auch für diese Dinge die äußere Organisation, die sichtbare Institution schaffen, sodaß jedes Landeskirchenglied Gelegenheit hätte, Gemeinschaft zu pflegen, an Liebestätigkeit sich zu beteiligen. Sie soll Gemeinschaft, Liebeswerk in sich fassen: — selbst soll sie aber weiter sein, soll auch die sich isolieren den Sonderlinge und Egoisten zu ihren Gliedern zählen. Und sie muß den letzten Rest der Auffassung, als ob sie selbst Gemeinschaft sei, ausfegen, indem sie betont, daß, wer zu ihr gehört, deshalb noch kein Christ ist. Die Abstufung der Geförderteren von den Anfängern im Christentum braucht nirgends in der Institution sichtbar zu werden, Vorrechte in ihr zu verschaffen.

Ich glaube, wir haben davon manchen Vorteil. Daß wir nur so die Verwechslung von Kirchlichkeit mit Christlichkeit los werden, habe ich schon gesagt. Nur wenn die Landeskirche bloß Institution sein will, macht sie Ernst damit, daß sie nicht herrschen, sondern dienen soll, daß sie wegen der Menschen da ist und nicht die Menschen um ihretwillen. Woher denn das große Mißtrauen gegen die Kirche? Nicht bloß aus Feindschaft gegen den Geist, den sie verkörpert, sondern weil man fürchtet, sie wolle die Leute einfangen, um die Macht ihrer Gemeinschaft auszudehnen und ihre Ehre zu erhöhen. Auch weil sie irgendwie der heilige Bezirk sein wollte und es doch so menschlich in ihr zugeht. Diese Vorurteile können langsam weichen, wenn sie nur die äußere Institution sein will, das Leitungsnetz, durch das der christliche Geist hindurchfließt, um auf weitestem Gebiet wirksam zu werden. Wer ein Amt in dieser Kirche bekleiden darf, bleibt eine Frage für sich. Wer aber zum Bau und Unterhalt ihres Leitungsnetzes beiträgt, soll willkommen sein, ob er nun den Anschluß in sein eigenes Haus herstellt und verwertet oder nicht. Liechtenhan

---

## Unser Gesangbuch

Vgl. Nr. 33 Sp. 769 ff. 788

„Was Nithack-Stahn ausführt, wird Vielen aus der Seele gesprochen sein; ich für meine Person gehöre zu den »Archaisten.« Ich will die alten Lieder möglichst echt und alt. Ich werde mir die Freude an »Breit aus die Flügel beide« niemals nehmen lassen.“ Mit diesem Geleitswort wird der Herausgeber nicht minder vielen seiner Leser aus der Seele gesprochen haben; mir wenigstens ist es so ergangen. Beim ersten Lesen bestechen die Nithack-Stahnschen Ausführungen. Aber dieselben Forderungen sind doch in den letzten Jahrzehnten regsamster Gesangbuchsarbeit vielfach erhoben und auch teilweise schon durchgeführt worden. Dadurch verlieren die Ausführungen den Reiz ungewöhnlicher Neuheit.

Vor mir liegt das nahezu dreißig Jahre alte Gesangbuch für die evangelische Kirche im Großherzogtum Hessen und das Gesangbuch für den Konsistorialbezirk Wiesbaden vom Jahr 1894. Das von Nithack-Stahn beanstandete Lutherlied „Wir glauben all an einen Gott“ findet sich in beiden nicht, das von Speratus: „Es ist das Heil uns kommen her“ nur im zweiten, aber ohne die anstößige Stelle. Von dem Passionsliede Johann Heermanns „Herzliebster Jesu“ fehlt die beanstandete Stelle in beiden Gesangbüchern wie auch in dem für den Konsistorialbezirk Kassel. Hiergegen wird ebensowenig etwas einzuwenden sein, wie dagegen, daß das Osterlied von Luise Henriette der Form nach in den meisten Gesangbüchern wohl in das Gegenteil verkehrt, aber dadurch eben auch für die Gegenwart brauchbarer geworden ist. Der Grund ist nicht einzusehen, warum gerade hier dem Archaismus und der alten Dogmatik das Wort geredet werden sollte. Das Zinzendorfsche Lied „Marter Gottes“ findet sich im Darmstädter Gesangbuch gar nicht; das nassauische hat nur die schöne Schlußstrophe.

Weiter begeht Nithack-Stahn den Fehler, daß er bei der Beurteilung der dogmatischen Lieder selbst als Dogmatiker redet; sonst würde er sich vielleicht an den dogmatischen Voraussetzungen der Alten nicht stoßen, vielmehr den Alten ihre Dogmatik ruhig lassen und beim Singen ihrer für unser weichliches Geschlecht allerdings etwas herben und derb-realistischen Lieder sich wenigstens in religiöser Uebereinstimmung mit ihnen fühlen. Soll unser Gemeindegesangbuch enthalten, was zu allen Zeiten das evangelische Volk zum Zeugnis in Wort und Lied begeistert hat, dann ist es eine Versündigung an unseren Gemeinden, ihnen die Lieder der Alten darum vorzuenthalten, weil sie auf anderen dogmatischen Voraussetzungen ruhen. Auch die Bibel ruht auf den Voraussetzungen einer ganz anderen Weltanschauung und Dogmatik; soll sie darum ausgemerzt werden? Und warum sollen die alten dogmatisch anstößigen Gesänge unterdrückt werden, wenn sie literarisch beurteilt mit den besten Erzeugnissen ihrer Zeit sich messen können? Schließlich wird es dazu kommen müssen, daß sich Jeder nach seiner Dogmatik und nach seinem religiösen und literarischen Geschmack sein eignes Gesangbuch drucken läßt; denn ich glaube nicht, daß selbst unter unseren Freunden auch nur zwei ein und dasselbe Gesangbuch zusammenstellen würden. Und wer einmal die ganze Schwere und Not der Einführung neuer Gesangbücher hat durchkämpfen müssen, der wird von Herzen froh sein, wenn er zeitlebens damit verschont bleibt; er weiß aber aus eigenster Erfahrung, wie verschieden der Geschmack der Gemeindeglieder von dem der Theologen und Literaturkenner ist.

Trotz dieser Absage will ich nicht bestreiten, daß auch mir Nithack-Stahn recht Beherzigenswertes gesagt hat. Vor allem gilt es, die neuere und neueste religiöse Lyrik für die Zwecke des Gemeindelebens fruchtbar zu machen. Aus unseren Gesangbüchern können ohne Schaden hundert Lieder entfernt und durch gute neuere Dichtungen ersetzt werden. Die außerkirchlichen Gemeinschaften sind hierin weniger engherzig, aber ihre Weitherzigkeit treibt doch auch die wunderlichsten Blüten; nicht Alles, was gemeiner Herkunft und Art ist, läßt sich zum heiligen Gebrauche zurichten. Eine Walzermelodie, und sei sie noch so schön, läßt sich nicht ohne weiteres zum Kirchenliede umsetzen. Den Mangel besonderer Zwecklieder über die Arbeit im evangelischen Sinn und über ähnliche Gegenstände habe ich eigentlich weniger empfunden; für das sich sammelnde bunte Häuflein der Gemeinde ist gerade der Sang am geeignetsten, der Alle in gleicher Weise zur Höhe evangelischer Glaubensfreudigkeit erheben kann. Unsere Gesangbücher bieten dieser Zweckdichtungen oft zu viel, und man freut sich ihrer nur darum, weil das Gesangbuch neben dem öffentlichen Gottesdienste auch der häuslichen Erbauung dienen soll.

Was gegen die Jesuslieder und zumal gegen die pietistischen Süßlichkeiten und Spielereien mit dem Blute und den

Wunden Christi gesagt ist, mag gelten; aber wir haben Jesuslieder voll zarter, reiner Empfindung, die auch dem modernsten Gesangbuch zur Zierde gereichen, und solange der ernste Mund des Täufers im Neuen Testamente auf das Lamm Gottes weist, welches der Welt Sünde trägt, wird ein gesundes Lied vom Lamme Gottes das Gesangbuch nicht verunzieren. Und vollends in der Passionszeit bleibt mir das

O Lamm Gottes, unschuldig
am Stamm des Kreuzes geschlachtet!

von Nikolaus Decius mit seiner kraftvollen Weise ein erschütternder Gesang; denn noch immer habe ich in ihm reine religiöse Empfindung im sinnigen und innigen biblischen Bilde gefunden. Daß Decius vielleicht ein Verehrer Anselms gewesen ist, stört mich gar nicht.

Den Ausführungen über das Choralbuch trete ich völlig bei. Die Forderung: Jedem Texte seine eigene Melodie! ist aber nicht nur des Textes, sondern auch der Melodie wegen zu erheben. Die Melodie muß dem Texte völlig angemessen sein. Es gibt auch Melodien von einer so eigentümlichen Klangfarbe, daß ein feines Ohr sie nur in ihrer Festzeit hören möchte. Eine Passionsweise zur Weihnachtszeit würde ein empfindsames Ohr ebenso sehr verletzen, wie eine Himmelfahrtsmelodie in der Passionszeit. Auch die Melodie folgt eignen Gesetzen, und je nach ihrem Satze ändert sich die Klangfarbe. Uebrigens ist die Verwirklichung der Forderung Nithack-Stahns schon in dem 1898 erschienenen Choralbuche für den Konsistorialbezirk Wiesbaden erstrebt worden. Im Vorwort werden folgende Grundsätze ausgesprochen:

1. Die Festzeiten und die kirchlichen Handlungen sollen möglichst ihre eigenen Melodien erhalten, die nicht anderweitig verwendet werden. Denn die Melodie regt einesteils durch ihren eignen inneren Stimmungsgehalt, besonders aber durch die Erinnerung an die Originaltexte, die sie wachruft, sofort eine bestimmte Empfindung an, die durch Texte anderen Charakters gestört wird. Die Melodie „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ z. B. kann unmöglich zu einem Passionsliede, ja auch nicht zu einem vergleichsweise wenig oder gar nicht gefühlsbetonten Texte gesungen werden, eben weil sie die Weise zu einem ganz bekannten Weihnachtsliede ist; sie paßt nur in den Weihnachtskreis, also etwa noch zu Advent, zu Neujahr und in die Epiphanienzeit hinein.

2. Der innere Stimmungsgehalt muß zum Texte passen. Man darf z. B. nicht die Melodie „Herzlich tut mich verlangen“ zum Texte „Ist Gott für mich, so trete gleich Alles wider mich“ mit seiner siegesfrohen Schlußstrophe „Mein Herze geht in Sprüngen und kann nicht traurig sein“ wählen.*)

3. Tunlichst sollen auch ihrer Entstehungszeit nach Text und Melodie nicht weit auseinander liegen, da Text und Weise durchgängig Kinder ihrer Zeit sind und nur wenige ältere Melodien wirklich modernen Charakter tragen.

Freilich, die Durchführung solcher Gedanken im Gemeindegottesdienste ist nicht leicht; und wenn der Pfarrer dabei ganz von dem guten Willen seines Organisten und Kantors abhängt, mag sie fast unmöglich erscheinen. Aber ich glaube, es kommt die Zeit, wo wir Pfarrer unsere eignen Organisten und Kantoren sein müssen. Ich für meine Person habe mich seit Jahren hierauf gerüstet. Sämtliche neue Choralmelodien übe ich im Konfirmandenunterricht ein, und dann gehen sie nach mehrjährigem Gebrauch in der Christenlehre ohne jede Schwierigkeit in den öffentlichen Gemeindegottesdienst über. Bringt jeder Jahrgang nur zwei neue Weisen mit in die Gemeinde, dann wird diese nach zehn Jahren um zwanzig Melodien reicher. Soviel aber darf doch von jedem Pfarrer erwartet werden, daß er mit seinen Konfirmanden einen neuen Choral einüben kann. Dies ist der einfachste und leichteste Weg, für unser religiöses Gemeindeleben die Schätze unserer Musica sacra zu heben und fruchtbar zu machen.

Ich bin mit meinen Ausführungen schließlich weiter gekommen, als ich anfänglich beabsichtigte. Mein Urteil geht dahin: Auch das gegenwärtige Gesangbuch und Choralbuch bietet den modernen Menschen des Guten reichlich genug; sie sollten es nur mehr auskosten und das Beste aus ihrer Zeit dazu nehmen. Christian Balzer

*) Ich empfand es wie eine starke Unzartheit, als das neue sächsische Gesangbuch für „Befiehl du deine Wege“ die Melodie „Herzlich tut mich verlangen“ einführte, nachdem wir das Lied bisher nach der Melodie „Valet will ich dir geben“ gesungen hatten. Denn die Melodie „Herzlich tut“ gehörte uns bisher durchaus zu dem Liede „O Haupt voll Blut und Wunden“ und atmete uns ganz Karfreitagsstimmung. Und „Befiehl du“ muß kräftiger gesungen werden, man denke nur an Vers 5: „Und ob gleich alle Teufel.“ D H

Nachtrag. Gleichzeitig mit der Korrektur kam mir die Neue Christoterpe für 1907 in die Hand, die eine feinsinnige Studie von Adolf Bartels über „Das evangelische Kirchenlied, vom ästhetischen Standpunkte“ enthält. Bartels spricht sich dagegen aus, daß „die gewaltige Entwickelung des evangelischen Kirchenliedes, die unsere Gesangbücher bisher noch spiegeln, nein mehr, ziemlich vollständig wiedergeben, aus ästhetischen Gründen über Bord geworfen werden soll“, und weist die Behauptung, „daß uns das neunzehnte Jahrhundert vielerlei Starkes für den Kirchengesang gebracht habe“, als einen „großen Leichtsinn“ ab. Für ihn geht die Entwickelung des Kirchenliedes im achtzehnten Jahrhundert zu Grunde. „Neuere religiöse Lyrik freilich haben wir in Menge; auch zahlreiche Dichter, die durchweg als weltlich gelten, haben zu ihr Wundervolles beigesteuert. Aber die Kirche als solche kann sie mit ganz geringen Ausnahmen nicht gebrauchen, denn sie ist für die Armen im Geiste, die immer die Mehrheit ihrer Mitglieder bilden werden, einfach unverständlich, und außerdem dem Gemeindegottesdienste auch kaum einzufügen, da sie nur »intime« Wirkungen zu äußern vermag. Andererseits bedeutet aber das alte Kirchenlied rein geistig wie dichterisch auch noch sehr viel mehr, als die Leute denken, die es leichtsinnig über Bord werfen wollen. Welch ein Reichtum an schlichter Frömmigkeit lebte in jenen Jahrhunderten bei uns, welche Kraft des Ertragens, wie wundervoll fest und sicher und dabei doch poesiedurchtränkt sind die Lebensformen! Den alten guten Geist brauchen wir, der zuletzt der Geist unseres Volkstums ist, aus ihm muß jede Belebung christlich-kirchlichen Sinnes kommen. Und wir dürfen auch die Ueberlieferung nicht aufgeben, wir müssen jederzeit zurück können zu Luther und zum Grundwesen des deutschen Volkes, das in dem religiösen Leben der Jahrhunderte nach der Reformation, das in seinen feinsten und tiefsten seelischen Ausstrahlungen in der Lyrik der Zeit, eben im Kirchenliede steckt. So etwa hat man das Kirchenlied anzuschauen, es ist weit, weit mehr als ein Haufen mehr oder minder guter Verse, die man in der Kirche singt, weil man noch keine anderen hat.“ Da darf denn auch Paul Speratus' „Es ist das Heil uns kommen her“, das einst die neue Lehre von Stadt zu Stadt trug, nicht fehlen. C B

## Lebensfragen

1

Lebensfragen, Schriften und Reden, herausgegeben von Heinrich Weinel. Das Dogma von der Dreieinigkeit und Gottmenschheit in seiner geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Dr. Gustav Krüger, Professor der Theologie. 312 S. Tübingen, J. C. B. Mohr 1905. 3, geb. 4 Mk.

Das Werk Krügers werden zunächst alle die freudig begrüßen, welche die Hoffnung und Erwartung des Altmeisters Hase teilen, daß wir einer Zeit entgegengehen, in der man die Kirchengeschichte zur allgemeinen höheren Bildung rechnen wird. Hat er es sich doch zur Aufgabe gestellt, einen besonders bedeutsamen und außerordentlich schwierigen Ausschnitt dieser Geschichte, der ja zugleich auch einen Teil der Geschichte der Philosophie darstellt, der Kenntnis und dem Verständnis der Nichttheologen zugänglich zu machen. Aber gerade von der hier behandelten geschichtlichen Größe gilt es in hervorragendem Maße, daß sie nicht bloß der Vergangenheit angehört, sondern daß sie machtvoll, mit anziehender wie — daran denken wir jetzt vor Allem — mit abstoßender Kraft in die Gegenwart hineinragt. Darum ist es wohl gerechtfertigt, wenn jenes Werk einen Platz in der Sammlung von Schriften hat, die der Erörterung von Lebensfragen gewidmet sind.*)

Angesichts der Stellung, die das Dogma von der Dreieinigkeit und Gottmenschheit Christi in der religiösen Unterweisung noch gegenwärtig großenteils einnimmt, die es auch in unserer eigenen religiösen Erziehung zumeist eingenommen hat, angesichts der Tatsache, daß es uns durch die offiziellen Bekenntnisse der Kirche, durch die mannigfachsten Anklänge daran, wie sie die Formeln und Formen des Kultus bieten, immer von neuem nahegebracht wird, angesichts der stetig sich wieder-

*) Schon des öfteren (vergl. besonders Jahrgang 1904 Sp. 1164) hat die Christliche Welt Anlaß genommen, auf diese Sammlung hinzuweisen, die von dem tapferen und warmglühenden Kämpfer für freies Christentum Heinrich Weinel herausgegeben wird. Mit diesem Artikel beginnen wir nun weiter über sie zu berichten.

holenden Versuche kirchlicher Behörden und Parteien, von der Zustimmmung zu ihm, mag man es auch nicht mehr in seiner überlieferten, scharf ausgeprägten Gestalt festhalten und Anderen auferlegen wollen, die Anerkennung des Rechtes auf volle Christlichkeit oder wenigstens auf amtliche Wirksamkeit in der Kirche abhängig zu machen, angesichts alles dessen wird es der selbständig denkende Christ ebenso als eine Pflicht, wie als ein Bedürfnis empfinden, einen sicheren Standort jener kirchlichen Lehre gegenüber zu gewinnen.

Wenn er sich gedrungen fühlt, sie abzulehnen, so wird er bei der Begründung solcher Verneinung sich nicht begnügen können mit dem Hinweis darauf, daß sein Verstand sich nicht hineinzufinden vermag in diese kirchlichen Vorstellungen, daß sie für ihn unerträgliche logische Widersprüche, unüberwindliche psychologische Schwierigkeiten enthalten. Gewiß, es spricht sich darin der Einfluß einer geistigen Gesamtlage, einer allgemeinen Denkweise aus, in die der Einzelne hineingestellt ist, und die für ihn eine zu respektierende Macht bedeutet, wie ja auch in der Geschichte mit derartigen Bedenken und Zweifeln die wirksame kritische Erschütterung des Dogmas eingesetzt hat. Gleichwohl, eine solchen Motiven entsprechende Verwerfung des Dogmas kann leicht den Charakter des Subjektiven, Willkürlichen, Schnellfertigen annehmen.

Es bedarf, soll die Kritik zu durchschlagender Kraft und zur Höhe der Sachlichkeit gelangen, neben allgemeinen religionspsychologischen Untersuchungen über das Wesen des religiösen und dogmatischen Erkennens vor allem der Ergänzung durch geschichtliche Erwägungen, durch die Einsicht in die Art und Weise, wie jene Lehren entstanden sind. Solche durch die Geschichte uns dargereichte Erkenntnis wirkt wahrhaft befreiend, wahrhaft festigend. Sie lehrt uns, daß, wie jedes Dogma, so auch das hier in Frage stehende, nicht als göttliche Offenbarung vom Himmel zu den Menschen herabgekommen ist, sondern daß es das Ergebnis einer allmählichen Entwickelung, die Frucht langer menschlicher Geistesarbeit, menschlichen Forschens und Kämpfens ist, sie lehrt uns, daß an seiner Gestaltung nicht nur Einflüsse der kirchlichen und weltlichen Politik beteiligt waren, sondern daß für seine Bildung eine der Vergangenheit angehörende Philosophie, sowie Frömmigkeitsmotive, die einer vor- und unterchristlichen Religiosität entstammen, von entscheidender Bedeutung waren.

Damit aber fällt selbstverständlich seine unbedingte Verbindlichkeit für uns hin, damit ist für uns nicht nur ein Recht, sondern auch eine Nötigung gegeben, darüber hinauszuschreiten.

Ein in geschichtlicher Erkenntnis wurzelnder Standpunkt verhilft aber auch zu einem wahrhaft gerechten Urteil, wie es eines freien Menschen würdig ist. Denn es enthüllt sich uns von ihm aus doch auch eine innere Notwendigkeit, vermöge deren, nachdem einmal bestimmte Voraussetzungen gegeben waren, das Dogma diejenige Ausprägung gewinnen mußte, die es tatsächlich gewonnen hat, vermöge deren die Durchsetzung dieser kirchlichen Lehren sich als für die damalige Zeit und die Stellung des Christentums in ihr nicht nur begreiflich, sondern auch förderlich darstellt.

Wem es um ein solch innerlich freies und überlegenes, aber zugleich warm verständnisvolles Verhältnis zu jenen ehrwürdigen und doch auch den Widerspruch herausfordernden Vorstellungen zu tun ist, der greife zu Krügers Buch! Ihm gebührt das Verdienst, daß es auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung stehend (wie sie vor Allem durch die Dogmengeschichte Harnacks herbeigeführt worden ist) zum ersten Male auch dem Nichtfachmann die bisher verschlossene Möglichkeit verschafft, sich in jenen gewaltigen geschichtlichen Prozeß zu versenken, ihn nicht bloß nach seinen allgemeinsten Umrissen und schließlichen Resultaten kennen zu lernen, sondern auch in seinen vielen Verzweigungen und nach seinen mannigfaltigen Triebkräften zu verstehen, ihn in eindringender Tiefe und breiter Ausführlichkeit zu erfassen, wenn auch natürlich gewisse minutiöse und noch nicht spruchreife Fragen übergangen werden mußten.

Mit dieser Popularisierung — das Wort im vornehmsten Sinne genommen — hat aber Krüger auch der wissenschaftlichen Forschung selbst einen schätzbaren Dienst geleistet; denn je verwickelter der Gegenstand ist — und dies Prädikat gilt ja von dem behandelten Gegenstande in vollem Maße —, umsomehr wird er durchleuchtet durch das Bestreben, dem, was er umschließt, einen faßlichen, möglichst deutlichen Ausdruck zu verleihen, es, soweit es geht, in unsere Sprache zu übersetzen und seinen inneren Zusammenhang auch für das Auge des ferner Stehenden aufzudecken. Erreicht aber hat der Verfasser das Ziel, das er sich gesteckt, einmal durch eindrucksvolle Anschaulichkeit, schlichte Klarheit und lebendige Frische der Darstellung, durch ein großes Geschick, den vielfach nur geringfügigen und schwer zu bestimmenden Verschiedenheiten der in Frage kommenden theologischen Standpunkte und Parteien eine bezeichnende Formulierung zu geben. Sodann dadurch daß er in der überaus reichen Auswahl von teilweise sehr großen Zitaten aus den altkirchlichen Schriftstellern dem Leser ein vortreffliches Mittel bot, sich in die ihn oft recht fremdartig anmutende Gedankenwelt hineinzuversetzen. Ferner hat er die mit seinem Stoffe verbundene Gefahr der Nüchternheit gebannt, indem er nicht nur der Lehre, sondern auch der Persönlichkeit der führenden Geister, eines Justin, Origenes, Augustin, anziehende Schilderungen widmet und uns in eingehender Weise mit den fesselnden, dem kirchlichen Christentum parallel laufenden und konkurrierenden religiösen Spekulationen der Gnostiker und des Neuplatonismus vertraut macht. Er hat endlich und vor allem durch eine sorgfältig erwogene, überaus übersichtliche und genaue Gliederung des Stoffs, durch einen eigenartigen, die Geschichte des altkirchlichen Dogmas auf der Unterlage einer geschichtlichen Erklärung der altkirchlichen Glaubensbekenntnisse entfaltenden Aufbau, den er seinem Werke gegeben hat, erreicht, daß ebenso die entscheidenden Knotenpunkte der Entwicklung scharf hervortreten wie die Spannung des Lesers erweckt wird. Er geht aus von den einfachen Formeln des die Urgestalt unseres apostolischen Glaubensbekenntnisses bildenden altrömischen Taufbekenntnisses, dessen Entstehungsgeschichte in einer von der jetzt zumeist vertretenen Auffassung abweichenden Weise vorgetragen wird*), um danach Gründe und Art der philosophisch-theologischen Charakter tragenden Erweiterung dieser Formeln zu erörtern, wie sie dann vornehmlich im nicaenokonstantinopolitanischen Symbol und zu Chalcedon bekenntnismäßig niedergelegt sind. Im Zusammenhange der Behandlung des abendländischen, im besonderen des augustinischen Denkens findet dann das athanasianische Bekenntnis seinen Platz.

Ein kurzer Blick auf die Stellung der gegenwärtigen katholischen Kirche zu jenem Dogma, auf die Haltung der Reformatoren ihnen gegenüber, auf ihre mit dem Socinianismus und der Aufklärung beginnende, im neunzehnten Jahrhundert trotz der Versuche einer Neuaufrichtung mit Entschiedenheit vollzogene Auflösung, deren positive Kehrseite die Hinwendung zum Jesus der Geschichte ist, beschließt das inhaltreiche Buch.

Max Scheibe

---

## Jahrhundertausstellung und Sezession in Berlin

1

Bis zum 1. Juni war es in Berlin möglich die beiden Kunstausstellungen zu genießen, von diesem Datum ab schloß die Jahrhundertausstellung ihre Pforten, der große Reichtum aus der jüngst vergangenen Zeit ist in alle Windrichtungen hin zerstreut. Aber das was diese Ausstellung brachte, bleibt wie eine Oase der Freude und des Friedens in den Gemütern zurück, haben wir doch nicht nur eine Bereicherung unserer Kunstkenntnisse gewonnen, wir haben Persönlichkeiten kennen gelernt, Einblicke in Seelen getan, wir haben uns von der wilden Jagd moderner Bestrebungen erholt; ohne Flitter und Altklugheit, ohne Spötterei zeigten sich uns die redlichen Malermeister vom Anfang des vorigen Jahrhunderts, die kindlichen Vorläufer unserer großen Koloristen, die tiefen und zärtlichen frommen Diener der

*) Ein Abschnitt daraus ist unter dem Titel „Der Taufbefehl" abgedruckt in der Christlichen Welt 1905 Nr. 30.

göttlichen Kunst. Wir haben Caspar David Friedrich und Philipp Otto Runge gesehen, den großen Feuerbach näher kennen gelernt, den genialen Marées bewundert. Ist es zu verwundern, daß es schmerzlich ist, von solchen reinen Künstlerseelen Abschied nehmen zu müssen? Was sie gaben, füllte eine Lücke für viele Sehnsüchtige aus, nämlich für alle die, denen die höchste Absicht der Kunstschöpfung Anbetung ist.

Man sah viele alte Leute in der Jahrhundertausstellung, die pilgerten mit Wonne den Weg dahin, um sich an dem zu ergötzen, was den Glanz ihrer Jugend ausgemacht hatte. Das Aristokratische in dem, was die Kunst früher gab, das Erhabene, Schmückende, Maßvolle, das genossen sie in überreicher Fülle. Und von den Jungen gab es auch Viele, die aufatmeten, als verließe ein böser Spuk ihren durch die Handhabung der neuen Kunstausübung vielfach verwirrten und abgehetzten Geist. Man kam zu den Quellen deutschen Volksgeistes, zu den Quellen der Kunst überhaupt. Und da gibt es keine Spötterei, keine Roheit, kein krampfhaftes Haschen nach dem Effekt.

Philipp Otto Runge war so gut wie unbekannt gewesen, d. h. in Hamburg konnte man ihn in der Kunsthalle finden, die Ausgabe der „Freude“ von 1906 brachte Auszüge aus seinen Tagebüchern und aus Briefen von ihm und Nachbildungen seiner wunderbaren Werke. Er ging seinen eigenen Weg. Nicht von seinem zeichnerischen machtvollen Können, der eigentümlichen statuenhaften Plastik seiner Gestalten, dem starken leuchtenden und bedeutenden Kolorit in seinen Werken kann hier die Rede sein; das, was das Schaffen seines kurzen Daseins so bedeutsam macht, ist die tief-mystisch religiöse Auffassung von Allem, was er bildete. Seine Kunst heißt Anbetung und deshalb ist sie groß. Ein vollkommen frei dastehender, eigenwüchsiger Künstler, der positiv religiös ist in Allem, was er ausdrückt — in Allem —: ob er das Nachtigallengebüsch mit treuem Stift zeichnet, ein Bildnis seiner aufrechten, charaktervollen, seelenwarmen Eltern malt, oder die seine Weltanschauung zusammenfassenden Kompositionen der Tageszeiten entwirft, immer ist er der gottnahe, ergriffene Mensch, der so begnadet ist seine eigensten Ausdrucksmittel für das zu finden, was ihn bewegt und trägt. Die kleinste Blume wird ihm zu dem Symbol einer höheren Kraft, das schlanke Singvögelchen verkörpert ihm die Wonnen aufgesparter Glückseligkeiten, das kleine nackte Kind, wie es auf der von Pflanzenwuchs dicht bedeckten flachen mütterlichen Erde liegt, begrüßt mit seinem aufwärts gerichteten Blick das Element herniederstrahlenden ewigen Lebens; die aufgehende Sonne bringt die geistige Erkenntnis der großen Zusammenhänge der sichtbaren und unsichtbaren Sphären; die Winde, Töne, das Wasser, die Träume verkörpern sich ihm zu Genien. Wenn Philipp Otto Runge zwei Kinder malt, die ihr jüngstes Geschwister soeben im Begriff sind in einem Wägelchen zu fahren, dann ist das so monumental und bedeutsam gegeben, so kraftvoll überzeugend für die göttliche Auffassung des Daseins, daß den Beschauer ein großes Glücksgefühl überkommt. Es ist nicht einmal nötig, daß er uns Menschen zeigt: ein Farnkraut, ein Akazienzweig sind ebenso geheimnisvoll von Anbetung durchdrungen, rühren so merkwürdig, befriedigen auf eine unverhoffte Weise den stärksten, wachesten Wunsch, der uns am letzten Ende in die Kunsttempel treibt. Ach, wir ersehnen uns keine Kunststücke, keine blendenden Neuheiten, keine von der Natur äußerlich und peinlich abgeschriebenen Szenen, wir wollen nicht sinnlich erregt, nicht verblüfft, nicht erschreckt, nicht übertölpelt werden durch einen dreisten Witz; das Elegante, das Delikate in der Farbengebung reizt nur flüchtig; wir suchen den großen Ernst und die Tiefe, die himmlische Heiterkeit und den Trost gesammelter Schönheit. Philipp Otto Runge vermag es, harte Herzen zu rühren. Ich denke mir, selbst die Kunstkenner, diejenigen, die Kunstwerke wie die allerfeinsten Leckereien auf dem Tisch des Lebens, ganz ohne Zusammenhang mit höheren Notwendigkeiten und Absichten ansehen, müssen vor seinen Bildern eine ihnen unerklärliche Beeinflussung verspüren.

Die zweite Persönlichkeit, die vor allen Andern der Ausstellung zu ihrem Adel und ihrer Bedeutung verhalf, war Anselm Feuerbach. Auch insofern als grade von ihm eine Menge Werke zusammengekommen waren, die seine Künstlerschaft vollständig darlegten. Ja, man gewann den Eindruck, daß er der Liebling derer ist, die diese Ausstellung ins Leben gerufen hatten. Auf den die Räume beherrschenden Plätzen war er der Schmuck, und seine Bilder haben Zungen bekommen, wie er es vorausgesagt hatte, sie reden zu einer nach Größe und erhabener Reinheit schmachtenden Menge eine vernehmliche Sprache. Es waren da Frauenporträte von ihm, eine schwarzhaarige, großzügige jugendliche Schönheit, deren Details, etwa ein Ohrring, ein Kettchen, die Stickerei des Gewandes bedeutsamer und großartiger sind, als ganze mit krampfhaftem Eifer und heuchlerischer Schönheitsliebe gemalte Leinwande derjenigen Maler, die ihm, als er noch lebte, in kränkender Weise vorgezogen wurden. Eine Frauenhand von ihm geschaut und gemalt redet uns eine ergreifende Sprache; es ist so, als ob sich der Beschauer auf seinen Menschheitsadel besänne, wenn er diese Hand mit Hingabe betrachtet. Von seiner Zeit verkannt schuf Feuerbach für uns, die Spätergeborenen.

2

Wie anders wirkt die Kunst, die von den Wänden des Sezessionsgebäudes dargeboten wird. Das moderne Leben ergreift mit zwiespältiger Kraft, gefährlichem Reiz, lockend und abstoßend zugleich. Der Fortschritt in der Technik, die Kühnheit in der Behandlung, die unbegrenzte Breite in der Wahl des Sujets, es ist Alles dazu angetan den Beschauer mit einem wahren Heißhunger nach dem Gebotenen zu reizen. Und dann, wenn der gestillt ist und es sich darum handelt: was bleibt dem Gedächtnis als Bereicherung, was befriedigt im besten Sinne Geschmack, Gemüt und Herz? dann bleibt nicht so viel, wie man anfänglich vermutet hatte. Wir finden Werke von Thoma, Leistikow, Kalkreuth, Taschner, Trübner und Anderen, es sind Inseln für den Beschauer, insofern als hier der Geist über der Technik steht, der Ernst und die Hingabe an den Gegenstand die Sucht ihn neu und verblüffend zu behandeln überwiegt, es sind echte Kunstwerke. Neben ihnen macht sich ein fataler Geist breit, eine seelenlose Technik, ein kaltes Können, eine unvornehme Gesinnung. Es gibt da Porträts, die dank der banalen Auffassung des Menschen, trotz aller Mache einen groben unwürdigen Eindruck machen, es gibt affektierte und gespreizte Arbeiten, alltägliche, nachlässige Kompositionen; wir stoßen auf eine Kreuzabnahme, die dem großen Vorwurf dadurch eine neue Seite abzugewinnen trachtet, daß eine Kneifzange und ein Butterbrot darauf eine Rolle spielen. Die Ohnmacht eines für das, was Kunst heißt, verschlossenen Geistes ist mit solchen armseligen Mätzchen nur für diejenigen zu bedecken, die von der modernen Richtung und dem Kampfgeschrei verwirrt sind; jeder Andre wendet sich verächtlich und, ach, so müde von dieser Art Rohheiten. Es bleibt das Erstaunen, wie die rein manuelle Begabung eines solchen Malers ihn davor schützen kann, einer gerechten Zurückweisung zu entgehen. Und so kommt man in diesem Kunsttempel nicht heraus aus der Wirrnis, die das Alltagsleben bringt, man findet keine Ruhe vor den dreisten Schwätzern, den unwissenden Prahlhänsen, den vulgären Spöttern, im Gegenteil, man betritt so recht die Arena voll Staub und Zügellosigkeit, Rohheit und Albernheit. — Vorsichtig muß man sondern und sichten, um das Beste zu behalten und zu ehren. Waren die minder begabten Meister in den verflossenen Jahrzehnten unbeholfen, dilettantisch, hölzern, so sind die heutigen dreist, laut und aufgeblasen. Die Zeit wird sichten. Und doch bleibt es für heute zu bedauern, daß das laute Marktgeschrei, der kapriziöse Lärm die leiseren, ernsthaften, innigeren Stimmen übertäubt. Oder tut er das doch nicht? Man muß dem heutigen Tage das Verdienst lassen, eine ungeheure Breite des Verständnisses zu haben; wird einerseits die Technik so hoch geschätzt und der Mangel an Empfindung und Wärme darüber vergessen, so achtet man doch auch wieder das Stammeln eines tieferen und kindlicheren Geistes; man achtet es; allerdings, die Plätze an den Wänden der Sezessionsräume sind ihm nicht gegönnt, da sieht man lieber die Arbeiten von Fleischermeistern oder Modegecken.

Elisabeth Siewert

## Verschiedenes

**Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt.** Vortrag, gehalten auf der neunten Versammlung deutscher Historiker zu Stuttgart am 21. April 1906 von Ernst Troeltsch, Professor an der Universität Heidelberg. Sonderabdruck aus der Historischen Zeitschrift. München und Berlin, R. Oldenburg 1906. 66 S. 1,20 Mk.

Zuerst sucht der Redner die komplizierte Erscheinung der modernen Kultur zu packen. Ein Vergleich dieser Kulturepoche mit der nächstvorangegangnen und mit der der Spätantike muß ihm dazu dienen. Darauf sucht er festzustellen, was Protestantismus sei. Er unterscheidet den echten Altprotestantismus des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts von dem Neuprotestantismus, der vom achtzehnten Jahrhundert an einsetzt. Von Anfang an gespalten in die zwei tief von einander abweichenden Richtungen des Luthertums und des Kalvinismus bewährt er die Einheitlichkeit seines Wesens in der harten Ablehnung der nebenhergehenden Bewegungen des philologisch-theologischen Humanismus (Erasmus) und des Täufertums (der sogenannten Wiedertäufer, Schwärmer usw.). Diese mit Gewalt zurückgehaltenen und zurückgestoßenen Nebenerscheinungen der Reformation tragen aber die kräftigsten Keime dessen in sich, was später im Neuprotestantismus zur Entfaltung gekommen ist. Der Altprotestantismus dagegen stellt sich, unter dem Kulturinteresse betrachtet, als ein Ausleben des Mittelalters dar. Ihn charakterisiert wie den mittelalterlichen Katholizismus Beugung unter die kirchliche Autorität (die unfehlbare Bibel) und unter die der „Offenbarung" verdankten übernatürlichen Begriffe; eine asketische Frömmigkeit, die sich unter Ausschluß jeder direkten Schätzung der Welt und ihrer Güter einzig auf Gott konzentrieren will. Bei größter Verschiedenheit ihrer sonstigen Struktur sind Kalvinismus und Luthertum darin eins. Steht es so, dann wird in der Tat die Frage, was dieser Altprotestantismus, um den es sich streng historisch genommen dabei nur handeln kann, für die moderne Kultur und ihre Entstehung bedeute, höchst brennend. Vielmehr, es steht um diese Bedeutung verzweifelt, wenn man darauf aus ist, die moderne Kultur unmittelbar aus dem Altprotestantismus abzuleiten. Den frischen Trieben einer neuen Zeit, die im Humanismus und Täufertum gegeben waren, tritt er vielmehr entgegen als volle Reaktion mittelalterlichen Denkens, als Erneuerung und Verstärkung des katholischen Ideals einer kirchlichen Zwangskultur (S. 28). Erst der große Befreiungskampf des endenden siebzehnten und dann des achtzehnten Jahrhunderts bricht die Herrschaft des Mittelalters und bringt den Neuprotestantismus hervor, eine innere Neugestaltung des Protestantismus nach Wesen und Begriff.

Dennoch besteht ein Kausalzusammenhang zwischen Altprotestantismus und zwischen der modernen Kultur, von welcher der Neuprotestantismus ein fester und wichtiger Bestandteil ist. Nicht unmittelbar bringt die Reformation die neue Zeit, aber sie bereitet sie mittelbar vor. Auf diesen Nachweis richtet sich nun die Absicht und der Hauptinhalt der Rede. Aeußerlich und negativ nur scheint das Verdienst, daß die Entstehung neuer christlicher Kirchen neben der Einen die Kraft der ganz auf Einheit gerichteten kirchlichen Kultur notwendig brechen mußte. Innerlich und positiv aber erwies sich der Altprotestantismus dem Neuen, das kommen sollte, verwandt durch eine der bisherigen mönchischen Betrachtung entgegengesetzte Schätzung des Geschlechts- und Familienlebens, des Staats und des weltlichen Rechts, der Gewissensfreiheit, der Arbeit und des wirtschaftlichen Fortschritts, der sozialen Schichtung, der Bildung und Wissenschaft, ja auch der Kunst. Ueberall macht freilich Troeltsch starke Abzüge von den Verdiensten der Reformation, wie wir sie sonst mit vollem Munde zu preisen pflegen: es handelt sich meist nur um bescheidene, unbewußte, zuweilen widerwillige Beiträge zu dem Neuen, das geworden ist und das wir nicht mehr entbehren mögen. Ein Punkt nur, — in dem hat der Altprotestantismus das Neue einzig und unvergleichlich vorbereitet. Was er da geleistet hat, ist zwar auch zur „Entstehung der modernen Kultur" nur ein „Beitrag". Aber ein unvergleichlicher, unersetzlicher. Die eigentümliche moderne Religiosität, ohne welche die moderne Kultur sich nicht behaupten, besser ohne welche unter den ernsten Gefahren der modernen Kulturentwicklung der Mensch sich nicht behaupten kann, hat ihre Wurzeln im Altprotestantismus. Der Glaube, mit dem Luther glaubte, ist der wesentliche Beitrag des echten alten Protestantismus zur Entstehung der modernen Kultur. —

Es ist für den, der Troeltschs Produktion aufmerksam verfolgt hat, eine Freude zu sehen, wie er zu immer klarerer und eindringlicherer Formulierung seiner Erkenntnisse voranschreitet. Die Geschichte bietet ihm eine Fülle der Gesichte; diese Fülle muß er bewältigen und Andern vermitteln — das ist keine kleine Aufgabe. Insgemein nahm er den Standort zu hoch und schüttete in einer Sprache, die mehr von den Sachen redet als die Sache selber neu hervorbringt, mit übersprudelnder Lebhaftigkeit aus, was ihm die Seele füllt. Aber je mehr er den Boden des Erfolgs unter den Füßen fühlt, desto ruhiger, sicherer findet er auch das Wort. Und die von ihm ausgegangene Anregung macht sich unter den Fachgenossen, besonders den jüngeren, schon gewaltig spürbar. Auch unter den Nichttheologen hat er schon seine Wirkung, und der Stuttgarter Historikertag sichert ihm ein starkes Wachstum dieser Wirkung unter den Historikern. Die Scheidung zwischen Neu- und Altprotestantismus, der starke Einschnitt am Ende des siebzehnten, am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts — das ist zwar rein formell-zunftgelehrt betrachtet nicht neu (ich denke z. B. an Loofs' Grundlinien der Kirchengeschichte): aber mit dieser Wucht hat es noch kein Theologe betont und durchgesetzt. Es ist durchgesetzt. Rege Geister gehn unter Troeltschs Einfluß dem Studium des Neuprotestantismus, seiner Quellen, seines Wesens nach, und Troeltsch selbst wird nicht erlahmen, nach einem systematischen Abschluß seiner geschichtlichen und geschichtsphilosophischen Bemühungen zu ringen.

Aber so erfreulich das Alles ist, so kann ich doch auch eine andre Hoffnung nicht verschweigen. Sie ruht auf dem Gesetze der Reaktion. Das Verständnis der modernen Welt und des Protestantismus von heute, der ihr lebendiges unentbehrliches Glied ist, kann zwar nicht genug gefördert werden. Aber es wäre verhängnisvoll für diesen Protestantismus und seine Theologie, wenn das in einseitiger Weise geschähe. Troeltsch selbst trifft in dieser Beziehung, soviel ich sehe, kein Vorwurf. Vermißt man in seinem Urteil irgend eine wichtige Erwägung oder Tatsache, so ist sie bei näherem Hinschaun für ihn doch da. Gerade das Allumfassende ist ein Charisma seiner Erkenntnis. Aber wird seine Jüngerschar auch darin ihm folgen? Wird sie z. B. mit demselben Eifer und derselben Treue bei dem Studium Luthers verweilen, die der Meister offenbar darauf verwandt hat? Wird sie von den beiden Accenten, die auf die Epochen des Alt- wie des Neuprotestantismus fallen, nicht leicht den einen überhören? Kann man das nicht schon da und dort beobachten? Und hier hoffe ich eben, bei Troeltsch der Zustimmung gewiß, auf eine glückliche Reaktion. Wir dürfen über der Erkenntnis des Wesensneuen im modernen Protestantismus das Wesensverwandte, die Wesenswurzel im Protestantismus der Reformation nicht vergessen noch vernachlässigen. Im Gegenteil, bereichert durch die bessere Erkenntnis der späteren Entwicklung müssen wir uns auf das Studium der Ursprünge mit neuem Eifer stürzen. Was Troeltsch bescheiden Beiträge nur nennt jener Epoche zur modernen Kultur, muß mit liebevollem Eifer neu aufgesucht und untersucht werden. Es kann doch im Einzelnen wichtiger sein, als Troeltsch meint. Und was Troeltsch den einen, wichtigsten Beitrag nennt, ja das ganz zu erkennen ist doch wohl die eigentlichste Aufgabe unsrer spezifischen protestantischen Theologie? Also Luther studieren, Luther lesen! das ist die Pflicht, die uns Theologen sich doch auch aus Troeltschs Geschichtsbetrachtung ergibt. Daneben Kalvin und die Kalvinisten, gewiß. Aber vor allem Luther, den Einen, den Riesen. Und das hat immer den Vorteil, daß da auch die einfacheren Geister mitkönnen, ohne die wir keinen Protestantismus und keinen guten Pfarrerstand haben: denn dieser den Historiker oft so fremd anschauende Luther hat eine wunderbare Gleichzeitigkeit für den schlichten Frommen von heute, wenn dieser sich ihm mit offener Seele hingibt. Und von Luther dann immer weiter zurück, weil Luther uns selbst dazu zwingt und es nicht anders sein kann, zu Paulus, zu Jesus. Welches ist „die Bedeutung des Christentums für die Entstehung der modernen Welt?" — zurück zu dieser letzten und ersten Frage. Ja warum nicht noch weiter zurück? Nun die gelehrte Forschung kennt kein Aufhalten; aber das ist eben das Merkwürdige, daß dort eine ganz bestimmte zwingende Macht über uns kommt, die uns nötigt, einen Anfang zu setzen, und uns wirklich gestattet, aufzuatmen und Halt zu machen. Wir schauen dann hin über den ganzen Weg, den wir zurückgelegt haben und erkennen mit immer neuem Staunen in Luther die große Wasserscheide zweier Zeiten, trennend und verbindend zugleich, das große Wegwahrzeichen, an dem wir uns immer wieder orientieren müssen, wenn die Verbindung uns unsicher werden möchte zwischen der modernen Welt und dem Altchristentum. Und damit wären wir denn bei dem Thema des Vortrags vor den Historikern in Stuttgart wieder angelangt, dessen letzte Wirkung auf mich ich eben nur in die Losung fassen kann: Mehr Luther! Hinein in Luther! R

**Wann und wo entstand das Lutherlied: „Ein feste Burg".** Von H. Größler. Magdeburg, Holtermann. 72 S. 1 Mk.

Beim Fehlen eines Lutherschen Zeugnisses über Entstehung dieses Liedes stand von jeher den Vermutungen Tür und Tor offen. Diese läßt Größler wohlgeordnet am Leser vorüberziehen, um eine davon als die eigene vorzustellen: Luther habe das Lied am 15. April 1521 in Oppenheim gedichtet am Vorabend seines Eintreffens in Worms. Als älteste Zeugen müssen gelten: Seidel (Lutherbiographie 1581), Pauli (Postilla 1577) und H. Weller (46. Psalm 1560). Keiner von ihnen jedoch führt seinen Gewährsmann an. Das gewichtigste Bedenken dagegen ist die Unwahrscheinlichkeit, daß Luther dieses Lied bis 1529 (Klugsches Gesangbuch) oder 1528 (Weißesches Gesangbuch?) habe im Kasten liegen lassen. Es wird deshalb von allen namhaften neueren Forschern in die Zeit der Packschen Händel 1527 gesetzt. Für Größlers Annahme soll der zweite Versanfang sprechen mit seinem Anklange an das bekannte Wort Luthers: „Wenn so viel Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern." Doch fehlt ja eben im Liede der Vergleich. Dagegen war die Welt für Luther immer voll Teufel. Daß der Bettelmönch von „Gut, Ehr, Kind und Weib" habe sprechen können, sucht Größler damit zu erklären, daß Luther es dem Reime zuliebe habe tun müssen, oder daß er die Stimmung seiner Freunde habe wiedergeben wollen. Der erste Grund enthält geradezu eine Beleidigung des Dichters, der zweite macht das Lied zu einem Gemeindelied — was es auch tatsächlich ist —, entzieht aber damit der Meinung Größlers vollständig den Boden, daß Luther es als ein ganz persönliches Gelegenheitslied bescheiden verborgen gehalten habe. — Unerquicklich wird die Lektüre durch eine breit ausgeführte persönliche Polemik gegen Tschackert.

Inzwischen erschien Spittas Buch: Ein feste Burg (vgl. die Anzeige Christliche Welt 1905 Sp. 1203 f.) und Nithack-Stahn:

Luther in Oppenheim. Geschichtliches Schauspiel in einem Aufzuge. (Halle a. S., Frickes Verlag. 20 Pfg.)

Das Schauspiel Nithack-Stahns fußt auf der Annahme Größlers, das Lied sei von Luther in seinem letzten Nachtquartier vor Worms in Oppenheim gedichtet. Den frisch und packend geschriebenen Einakter würde ich zu Festvorstellungen etwa für Vereinskreise herzlich gern empfehlen, wenn ich nicht fürchtete, daß damit wieder eine falsche Ansicht über die Entstehungszeit des Lutherliedes ins Volk gebracht würde. — Es war doch so schön, als wir in der Schule auf die Autorität des besonnenen zeitgenössischen Historikers Sleidanus hin lernen durften, dem Dichter habe die Feste Koburg vor Augen gestanden, auf der er zagenden Herzens den Ausgang der Augsburger Verhandlungen 1530 erwartete, bis er sein Herz zu der einzigen festen Burg, seinem Gott, erhob. Diese schönen Träume sind mit der Auffindung des Klugschen Gesangbuchs 1529, das dieses Lied schon enthält und nur der Nachdruck eines bis jetzt verschollenen Gesangbuchs 1528 sein soll, endgiltig dahin. — Ist somit der zuverlässige Sleidanus auf einem falschen Pfade erfunden, welches Vertrauen können die von Größler angezogenen z. T. konfusen Angaben epigonischer Gewährsmänner erwecken?

Spitta hat mit großem Ernst und Scharfsinn einige der schwersten Anstöße gegen 1521 zu beseitigen gesucht, neue positive Gründe für 1521 bringt aber auch er nicht. Denn, stammen die Worte „Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib“ auch wirklich aus der feierlichen Aechtungsformel, so haben sie doch für den Dichter ihre drohende Wucht erst erhalten, als er selbst mehr denn nur den eigenen Leib zu verlieren hatte. Und legt Luther für den gottesdienstlichen Gemeindegesang in der Tat den eigenen freien Dichtungen geringeren Wert bei als den möglichst wörtlichen ungelenken Nachdichtungen der alten Psalmen, so hat ihn das doch nicht gehindert, sein erstes Lied „von den beiden Märtyrern in Brüssel verbrannt“ sofort gedruckt in die Welt hinausfliegen zu lassen. In den aufgeregten Tagen vor und in Worms dagegen soll er von seiner „festen Burg“ Niemandem Etwas mitgeteilt haben? Das kann sich auch der Dichter Nithack-Stahn nicht vorstellen. Luther soll nach ihm das Lied „gesungen“ haben — und dieser Gesang soll nicht sofort gezündet, Tausende hingerissen haben zum Einstimmen, daß dem Kaiser und dem päpstlichen Legaten in Worms davon die Ohren gellten? Die höchsten und stärksten Töne soll Luther in diesem Liede gefunden haben und gleich darauf im Reichstag so befangen, fast schüchtern aufgetreten sein, wie es Augenzeugen schildern? — Psychologische Gründe in allen Ehren — aber sie beweisen in unserm Falle gar Nichts, weil bisher jeder Forscher für seine Ansicht solche gefunden hat.

Ich denke, wir begnügen uns einstweilen mit dem festen Datum, das der erste Druck bietet, solange bis es der Forschung glückt, neue positive Angaben ans Licht zu ziehen, die, nach den Erfahrungen z. B. über den Kleinen Katechismus, die Archive auch noch bis in unsere Tage verbergen können. Ernst Thiele

**Kleine Mitteilungen.** Eine ausgezeichnete Erörterung findet der Fall Korell in den Neuen Evangelischen Blättern, dem Organ der Freien landeskirchlichen Vereinigung für das Großherzogtum Hessen, durch Pfarrer Guyot. Hätten wir Raum, so würden wir den Aufsatz abdrucken. Vielleicht tut es eine andre Zeitung, denn er muß über Hessen hinaus bekannt werden. Insbesondere die praktischen Theologen an Prediger-Seminaren und Universitäten seien darauf aufmerksam gemacht. Das Thema „Pfarrer und Politik“ ist aus gründlichstem innerem Miterleben des Falles Korell heraus nach allen Seiten hin unserm Dafürhalten nach abschließend behandelt. Korells Wort in eigener Sache, das unsere heutige Nummer bringt, findet so seine beste Ergänzung aus der Feder eines Mannes, der politisch durchaus auf anderem Boden steht als Korell.

Ganz auffallend ist die neue Gegnerschaft, die Pfarrer César mit seinem Anspruch auf das Dortmunder Amt plötzlich bei der freikonservativen Post findet. Dieses Blatt vertritt sonst in kirchlich-theologischen Fragen zumeist einen dem unsrigen verwandten Standpunkt, hat auch zunächst, wenn wir nicht irren, die Entscheidung des westfälischen Konsistoriums in diesem Sinne beurteilt. Heute findet es (Nr. 397 und 402), daß „vom politischen (!) Standpunkt aus bedauert“ werden müßte, „wenn dieser Mann ein Pfarramt in Dortmund erhielte.“ Damit ginge der Fall César in den Fall Korell über, obwohl wir es diesmal mit keinem Reichstagskandidaten zu tun haben, sondern mit einem Pfarrer, der bei der letzten Wahl eine Reichstagskandidatur zurückgewiesen hat, weil er „es für unmöglich hielt, die Pflichten seines Pfarramts und des Reichstagsmandates gleichzeitig mit gleicher Gewissenhaftigkeit zu erfüllen“ (Césars eigene Worte — Chronik 36). Uns scheint diese neue Beleuchtung der Dortmunder Wahl eine wunderliche Ablenkung von der Sache, um die es aktenmäßig sich rein und allein handelt. Oder sollte die unbekannte Stimme, die das Konsistorium zu Münster auf die Bedenken wider Césars Wahl gebracht hat, aus derselben politischen Ecke gekommen sein wie die Artikel der „Post“? Da kann man sich ja auf wunderliche Intriguen gefaßt machen. Inzwischen hat sich wider die Entscheidung des Konsistoriums ein so einmütiger Protest aller freier gerichteten Kreise in der preußischen Landeskirche erhoben, wie er bisher noch bei keinem der „Fälle“ dagewesen ist. Was unsre zur allgemeinen Unterschrift dargebotene Eingabe an den Oberkirchenrat anlangt, so bitten wir wo möglich nicht par distance zu unterschreiben, sondern zur eigenhändigen Ausfüllung vom Herausgeber d. Bl. Formulare zu verlangen.

Im Augustheft der Deutschen Kultur erklärt Wilhelm Bölsche seinen Austritt aus der Landeskirche; er tritt aus, um sich dadurch die Religion zu retten — „aus religiösem Tiefenbedürfnis“. Wir können nur an Allem unsre Freude haben, was Jemand „aus Religion“ tut. Sobald man die Motive Bölsches wird klarer sehn, werden wir gern prüfen, was die Kirche aus seinem Schritt lernen kann. R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

# Anzeigen

## Freunde der Christlichen Welt

**Chemnitz.** Donnerstag 13. September 8 Uhr Deutscher Kaiser: Der Christus-Glaube und die Frage nach der Geschichtlichkeit der Person Jesu. (P. Voigt.)

**Erfurt.** Alle 14 Tage Montag Abend 8 1/2 Uhr im Evangelischen Vereinshause, Allerheiligenstr. Vortrag oder Besprechung. Nächste Versammlungen 10. 9.; 24. 9.; 8. 10.

**Halle a. S.** Mittwoch 19. September 3 Uhr im evangelischen Vereinshause (Kronprinz): Moderne Christusbilder.

Die Freunde der Christlichen Welt aus Ostpreußen halten ihre nächste Versammlung ab Dienstag den 18. September 4 Uhr in **Königsberg** Theaterrestaurant (Veranda). Vortrag Bischoff: Der Religionsunterricht in der Volksschule.

**Magdeburg.** Mittwoch 19. September 1/2 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Ueber Kautsky, Ethik und materialistische Geschichtsauffassung.

## Potsdam

in „Stadt Königsberg“

Mittwoch den 3. und Donnerstag den 4. Oktober

Mittwoch den 3. Oktober Nachmittags 4 Uhr: **Unsre Aufgabe.** Professor Herrmann aus Marburg. Keine Diskussion. — **Die Gernzen der Lehrfreiheit.** Professor Baumgarten aus Kiel. Diskussion.

Donnerstag den 4. Vormittag 9 Uhr Fortsetzung: **Die Grenzen der Lehrfreiheit.** Pastor Schian aus Breslau, Kammergerichtsrat Weizsäcker aus Berlin. Diskussion.

Zur **Unterkunft** empfohlen: in erster Linie Stadt Königsberg Brauerstr. 1/2 (3 Mk. das Bett), Einsiedler Schloßstr. 8 (desgl.), Eisenbahnhotel an der Langen Brücke (2,50), Fürst Blücher Brauerstr. 7 (2 Mk.), Evangelisches Hospiz Breitestr. 34 (1,25). Ferner: Deutsches Haus Schloßstr. 6 (3 Mk. ?), Weintraube Alter Markt 8 (1,50 ?), Schultheiß Humboldtstr. 1 (3 Mk. ?), Hotel Heinrici Französische Str. 7 (1,50 ?), Zentralhotel Wilhelmsplatz (3 Mk. ?).

Es muß den Teilnehmern überlassen bleiben, für ihr Quartier selbst zu sorgen; **frühe Vorausbestellung empfiehlt sich;** aber wenn nicht eine besonders besuchte andre Zusammenkunft konkurriert, dürfte in Potsdam genug Herberge vorhanden sein.

## Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt

Generalversammlung Mittwoch den 3. Oktober 1906 Vormittag 9 Uhr in Potsdam, Stadt Königsberg.

Tagesordnung:

Jahresbericht. Anträge auf Aenderung der Satzungen (Ermöglichung der Aufnahme korporativer Mitglieder; Art der Bekanntmachung der Tagesordnung der Mitgliederversammlungen; Stellvertretung und Ersatz für Vorstandsmitglieder und Vertrauensmänner).

Der Vorstand

**Suche für meine Schwester,** die lange Jahre meinen Haushalt geleitet hat, Stellung als **Repräsentantin** oder dergl. in feinem Hause.

**M. Böhm,** Pfarrer
**Struppen** bei **Pirna.**

**Pfarrhaus im Elsaß** in schönem Vogelenwald nimmt **Knaben** in **Pension** mit oder ohne Unterricht, besonders auch in Französisch oder Englisch. Offerten unter **B Z** an die Expedition des Blattes.

Soeben ist erschienen:

**D. Julius Kaftan**

**Aus der Werkstatt des Übermenschen**

eleg. brosch. Mk. 1.—

Für Freunde und Gegner Nietzsches gleich interessant.

Verlag von
**E. Salzer, Heilbronn**

**Hefte zur Christlichen Welt** Nr. 51: **Foerster,** Der evangelische Sinn unserer Kirchenverfassung. Tübingen, J. C. B. Mohr 1904. 23 S. 25 Pfge.

## Versammlungskalender

| | | |
|---|---|---|
| 18.—20. September | Deutsche evangelische Irrenseelsorger | Bremen |
| 25.—27. „ | Gustav Adolf-Verein | Augsburg |
| 26.—27. „ | Theologischer Ferienkursus | Dresden |
| 30. Sept. — 1. Okt. | Sächsische Evang.-soziale Vereinigung | Dresden |
| 1.— 3. Oktober | Kinderforschung und Jugendfürsorge | Berlin |
| 2.—12. „ | Apologetischer Instruktionskursus | Berlin |
| 3.— 5. „ | Evangelischer Lehrerbund | Hamburg |
| 3. 4. „ | Freunde der Christlichen Welt | Potsdam |
| 8.—10. „ | Theologischer Ferienkursus | Marburg |
| 9.—12. „ | Evangelischer Bund | Graudenz |
| 14.—15. „ | Deutsche Sittlichkeitsvereine | Hannover |
| 23.—24. „ | Theologischer Ferienkursus | Jena |
| 23.—25. „ | Theologischer Ferienkursus | Bonn |


Zweiter Hessischer und Nassauischer

**Theologischer Ferienkursus**

**8. bis 10. Oktober in Marburg**

Professor D. W. Herrmann: Die Aufgabe der evangelischen Dogmatik in der Gegenwart (an Beispielen erläutert).

Professor D. A. Jülicher: Neue Linien in der Kritik der Ueberlieferung der evangelischen Geschichte (Wrede, Wellhausen, Harnack).

Professor D. J. Weiß: Die Entstehung der neutestamentlichen Christologie im Lichte der neuen religionsgeschichtlichen Forschung.

Wegen Wohnung u. s. w. wende man sich an Pfarrer Wippermann, Marburg i. H.

**Theologischer Kursus zu Jena**

**am 23. und 24. Oktober 1906**

Geh. Hofrat Professor D. Dr. Eucken: Die Hauptprobleme der Religionsphilosophie der Gegenwart.

Professor Lic. Weinel: Wellhausens Ansichten über die Quellen unserer Evangelien, ihr gegenseitiges Verhältnis und ihren Wert.

Professor Lic. Lietzmann: Der Ertrag der letzten Lutherdebatte.

Programme durch Diakonus Arper in Weimar.

Zum 1. Oktober oder später **Dame** gesucht, **Lehrerin, Erzieherin, Kindergärtnerin I. Klasse.** Unterricht eines 7 jährigen Knaben, Hilfe der Lehrerin beim Unterrichte von 3 älteren Mädchen, Aufsicht über 4 jährigen Knaben, desgleichen (besonders im Sommer) über die Kinder des Heilerziehungsheims. Leichte Stellung, auch für erholungsbedürftige oder leichtkranke Dame. Anerbieten mit Gehaltsansprüchen, Bild, Zeugnissen an **Dr. med. Liebe,** Heilanstalt **Waldhof Elgershausen,** Kreis **Wetzlar.**

**Cassel,** Evangelisches Fröbelseminar verbunden mit Erziehungsheim: **Reformpensionat für Töchter der gebildeten Stände.** Staatlich konzessioniertes Kindergärtnerinnen - Seminar, Ausbildung zur Leiterin, Volkserzieherin und Kinderkrankenpflegerin. Im Juli von Kgl. Regierung empfohlene **„Fröbelkurse“** für Lehrer und Lehrerinnen. Näheres siehe **„Arbeit im Fröbelseminar Cassel“** von Hanna Mecke, zu beziehen durch die Anstalt.

**Alkohol-Entziehungskuren**

Kuranstalt **Rittergut Nimbsch** a. Bober, Post Reinswalde Kr. Sagan i. Schlesien (früher Niendorf a. Sch.). Gegründet 1895. Prospekte frei. **Sanitätsrat Dr. Lerche, Alfred Smith,** Rittergutsbesitzer.

Theologe oder Philologe

findet vom 15. Oktober ab Beschäftigung als Erzieher und Lehrer in **Vilmars Institut, Melsungen** bei **Cassel.**

**Heidelberg.** Feine **Familienpension** für Studierende nahe der Universität Schloßberg 10 a. Auskunft erteilt **Prof. D. Rade Marburg.**

**Venedig** Christl. Hospiz. Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire. Ruhige centrale Lage.

**Florenz** Deutsches Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A. Ruhige sonnige Lage. Pension 5—6 L.

Man verlange

**Probenummern**

der Christlichen Welt vom Verlag.

**Bütten!** **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren oder besten schweren mattsatinierten Stoffen werden schnell, billig und stilgerecht in Empire- oder altdeutschen Schriften angefertigt. 100 Verlobungsbriefe im Format 22×35 cm in ff. matt Elfenbein mit Umschlägen 11,25 M., 200 17,75 M., 300 24 M. postfrei gegen Kasse. **Druckerei Bauer, Marburg a. L.**

**Dieterich'sche Verlagsbuchhandlg. Theodor Weicher in Leipzig**

Soeben ist erschienen:

**Der dogmatische Ertrag der Ritschl'schen Theologie nach Julius Kaftan**

von

**D. Carl Stange**

Professor in Greifswald

Mk. 2.40

**Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft**

Herausgegeben von Prediger D. **Aug. Kind** in Berlin

**XXI. Jahrgang — Heft 8:**

Adolf Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. Besprochen von D. Holtzmann — Die Religion im Lichte des modernen Pessimismus, von D. Dorner — San Guo yen i (die Geschichte der drei Reiche) von Pfarrer R. Wilhelm — Literatur — Aufruf zur Gründung eines deutschen Institutes für ärztliche Mission.

**Evangelischer Verlag in Heidelberg**

**„Foi & Vie“**

**Revue de Quinzaine**

Nr. 15, 1. Août 1906: M. Marc Sangnier — Quand Grand'mère voulait mourir — Comment combattre la Libre-Pensée? — Visites sociales en Angleterre, the sweated industries' exhibition — Chez le Libraire: Faiseurs de peines et faiseurs de joies, par Dora Melegari — Notes romaines: Autour du Vatican — Les Idées du Jour. La fin de l'Affaire; paroles religieuses; la vérité et la justice unes; la justice et la charité en train de devenir unes — Il y a cent ans — L'éducation du peuple au moyenâge, par la légende dorée: l'éducation par l'histoire, méthode divine — Cultura sociale — Revue des Journaux, Revues et Livres.

Bureaux de la Revue: **C. Street, 48 rue de Lille, Paris** (VIIe)

**Freiburger Diakonissenhaus**

Kostenlose Ausbildung. Zeitgemäße Organisation und Berufsstellung. Eintritt während des ganzen Jahres. Nach drei Jahren Anstellung und Versorgung auf Lebenszeit. Besonderer Hilfsschwesternverband mit kostenloser Ausbildung in einem halben Jahr und alljährlicher Dienstleistung von vier Wochen.

Näheres durch Diakonissenhauspfarrer **Weißheimer,** Freiburg i. Br.

**Rehfeld's Haarschneidemaschine**

**Familienfreund** mit 2 Aufschiebkämmen schneidet die Haare 3, 7 u. 10 mm. Jeder Familienvater **spart viel Geld** und schützt seine Kinder vor Ansteckung, wenn er ihnen die Haare selbst schneidet. Jeder Ungeübte kann mit dieser Maschine Haare schneiden. Preis per Stück **nur Mk. 3.80.** (Porto 30 Pfg. extra.) Versand nur gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. Kein Risiko, da, wenn nicht gefällt, Umtausch oder Betrag zurück. Gebrauchsanweisung liegt bei. Garantie für jedes Stück!

**Rehfeld & Backe Solingen 649**

**Solinger Stahlwarenfabrik** mit Versand direkt an Private

„Herr Johann Kruse in Idafehn schreibt: Ich bin mit der mir gelieferten Haarschneidemaschine sehr zufrieden und habe mir den Wert einer solchen nicht vorgestellt. Dieselbe sollte in keiner Familie fehlen.“


Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg